€ 2,10

28. Februar 2015 · 180. Jahrgang · Heft 4

A 4342

Lübeckische Blätter

- Aufruf: St. Katharinen muss offen bleiben! 49
- Wettbewerb Gründungsviertel 50
- Armut bekämpfen, nicht die Armen! 51
- Meldungen 52
- Aus der Gemeinnützigen 53
- Preis der Bürgerakademie für die Kunstschule 54
- Behinderte im Mittelalter 56
- Kritiken: Musik, Theater 62
- Dunkle Wolken über dem Theater 63
- Gemeinnützige Sparkassenstiftung ist Hauptsponsor der Theaterpädagogik U3

ZEITSCHRIFT DER GESELLSCHAFT ZUR BEFÖRDERUNG GEMEINNÜTZIGER TÄTIGKEIT

Befreien Sie jetzt Ihr Geld.

Reagieren Sie aktiv auf das Zinstief.

Das anhaltende Zinstief verlangt nach Ideen zur Renditeoptimierung.
Eine interessante Möglichkeit: Anlagelösungen von Deka Investments.
Informieren Sie sich in Ihrer **Sparkasse** und unter **www.deka.de**

Neue Perspektiven für mein Geld.

Sparkasse zu Lübeck

Deka Investments

DekaBank Deutsche Girozentrale. Die wesentlichen Anlegerinformationen, Verkaufsprospekte und Berichte für Deka Investmentfonds erhalten Sie in deutscher Sprache bei Ihrer Sparkasse oder Landesbank, die Wertpapierinformationen für Zertifikate bei Ihrer Sparkasse oder von der DekaBank, 60625 Frankfurt und unter www.deka.de

Finanzgruppe

LÜBECKISCHE BLÄTTER

28. Februar 2015 · Heft 4 · 180. Jahrgang · Zeitschrift der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit

St. Katharinen muss offen bleiben!

Ein Aufruf

Von Konrad Dittrich und Martin Thoemmes

„Die Katharinenkirche ist aufgrund umfangreicher Restaurierungsarbeiten voraussichtlich bis Mitte 2015 geschlossen“ steht auf einem vergilbten Schild am Portal von St. Katharinen. Nun war der Presse zu entnehmen, dass die Stadt beziehungsweise ihre Kulturstiftung das sanierte Gotteshaus weiterhin geschlossen halten will. Der Grund ist, wie so oft, das fehlende Geld. Zumindest fehlt es für eine Maximalausstattung als „Museum“. Ganz davon abgesehen, dass eine Kirche kein Museum ist – muss es gleich die Maximalausstattung sein? Wer im Leben stets auf Maximalausstattung setzt, kommt nicht weit. Selbst in einer guten Ehe sind gelegentlich Kompromisse nötig.

Die Katharinenkirche wird seit Herbst 2011 saniert. Der Bund sagte 2,79 Millionen Euro zu. Lübecks Anteil wird jetzt mit 720.000 Euro beziffert, und angeblich liegt hier der Haken: 400.000 Euro mehr als vorher berechnet. Das ist bei Altstadtsanierungen offenbar unvermeidlich, dass zusätzliche Schäden entdeckt werden und deshalb mehr Geld in die Hand zu nehmen ist. Aber muss das der Grund sein, zu sagen: Nun geht gar nichts mehr?! Wir beide sind Autoren verschiedener Reisehandbücher, die auch in verschiedenen Verlagen erschienen sind. In ihnen wird der Besuch der Kirche empfohlen. Uns vereint die Sorge, dass teils weitgereiste Besucher von morgens bis abends im 5-Minuten-Takt erfolglos versuchen, die Katharinenkirche zu betreten. Eine absurd-peinliche Vorstellung!

Zur „Museumskirche“ gehören angeblich öffentliche Toiletten. Wo sind die in den übrigen Altstadtkirchen? Öffentlich nutzbar, wohl gemerkt. Wer braucht innerhalb eines Gotteshauses ein Foyer? Jedem Besucher ist klar, dass ein 700 Jahre altes Gotteshaus – in diesem Falle die Kirche eines Bettelordens – nicht mit heutigem Komfort ausgestattet sein kann.

(Foto: Konrad Dittrich)

Zumindest für einen Sommerbetrieb sollten sich einfachere Lösungen finden lassen. Die gab es vor der Sanierung schließlich auch. Der inzwischen gemachte Vorschlag, einmal in jeder Woche zwölf Auserwählte gegen hohe Gebühr (soll die abschrecken?) durch den Raum zu führen, kann doch wohl nicht ernst gemeint sein. Vieles funktioniert heute nur noch durch ehrenamtliche Mitarbeit oder durch Menschen, die aus Liebe zur Sache für ein geringes Entgelt einen Dienst übernehmen. Das klappt bei den übrigen Kirchen der Altstadt auch.

Im Übrigen ist der Ansicht zu widersprechen, dass St. Katharinen seit dem 19. Jahrhundert nicht mehr „kirchlich genutzt“ wurde. Bis in die 1980er Jahre hatte das Katharineum einen eigenen Schulpastor, der wöchentlich zu Andachten einlud. Lübecks katholische Christen feierten hier von der Nachkriegszeit bis zum Jahre 1974 am späten Sonntagmorgen gutbesuchte Gottesdienste, in denen die Jesuiten der Lübecker Niederlassung predigten. Später kamen noch katholische Abendmessen hinzu. In der Phase des Wiederaufbaus von St. Marien versammelte sich die Gemeinde hier, wo es sogar eine funktionierende Orgel gab. Griechisch- und russisch-orthodoxe Christen trafen sich im Unterchor, und die „Priesterbruderschaft Pius X“ feierte regelmäßig die Messe nach altem Ritus. Auch sonst wurde der Raum, zum Beispiel bei der Trauerfeier für den ehemaligen Kunsterzieher Wilhelm Schmidt vor wenigen Jahren, gelegentlich kirchlich genutzt.

Man sollte nicht vergessen: Lübecks Katharinenkirche war das geistliche Zentrum der Franziskaner im gesamten Ostseeraum. Die Kirche ist baulich ein Juwel und besitzt Ausstattungsstücke von großem Wert. Die dürfen nicht auf Dauer für die Öffentlichkeit verschlossen bleiben. Dies wäre ein desaströses Armutszeugnis.

Aquarellierte Federzeichnung „Der Chor von St. Katharinen“, um 1850 von Carl Julius Milde *(© St. Annen-Museum/Fotoarchiv Hansestadt Lübeck)*

Preisverleihung für den Wettbewerb „Gründungsviertel“

Europaweite Resonanz mit starker Beteiligung

Burkhard Zarnack

Haberland, Berlin

Der europaweit ausgeschriebene Architektenwettbewerb für die Entwicklung des Lübecker Gründungsviertels ist entschieden worden. Am Mittwoch, dem 11. Februar, wurden die ausgewählten Arbeiten in Anwesenheit von Bürgermeister Saxe, Bausenator Boden und Architektin Nicola Petereit bekannt gegeben. Das gesamte Wochenende davor hatte das Preisgericht getagt, um 134 (!) aus ganz Europa eingereichte Vorschläge zu bewerten und der Öffentlichkeit bekannt zu geben. Aufgabe dieser Entwürfe war es, in einem sensiblen Altstadtgebiet 39 Grundstücke architektonisch zu überplanen, und zwar mit der Maßgabe, dem Gründungsviertel in seinem historischen Kontext gerecht zu werden und zu einer zeitgemäßen architektonischen Qualität zu verhelfen.

Die Präsentation der Arbeiten wurde im ehemaligen C&A-Gebäude vorgenommen, dessen weiträumige Fläche dem Publikum Gelegenheit bot, (fast) alle eingereichten Entwürfe in Augenschein zu nehmen. So sind in der Ausstellung die Entwürfe der Preisträger zu sehen; darüber hinaus die Anerkennungspreise sowie in zwei bzw. drei Rundgängen diejenigen Vorschläge, die nicht angenommen wurden, die aber interessante Einblicke in die Phantasie und Gestaltungsmöglichkeiten der beteiligten Architekturbüros gewähren.

Aufgabe der Architekten und Wettbewerbsteilnehmer war es, für jeweils drei charakteristische Parzellentypen in Fassadengestaltung, Fenster- und Sockelform, Plastizität, Materialauswahl, Giebelform und gegebenenfalls Farbgestaltung Beiträge für die neuen Stadthäuser zu entwickeln. Dabei sollen die Haustypen unterschiedlich nutzbar sein, also z. B. auch Läden enthalten können.

Für die preisgekrönten Entwürfe gilt, dass nicht alle eingereichten Vorschläge die uneingeschränkte Zustimmung der Jury fanden. In einigen Fällen wurde sogar abgeraten, z. B. einen von den drei eingereichten Haustypen zu errichten. Fast alle Vorschläge wurden aber mit Anregungen der Jury versehen, die Entwürfe in bestimmten Details zu überarbeiten bzw. zu modifizieren.

Wie geht das Verfahren weiter? Als nächstes wird die federführende Stadtverwaltung versuchen, die Grundstücke im Gründungsviertel zu verkaufen. Die Übernahme eines der preisgekrönten Architektenentwürfe durch die neuen Bauherren wird zwar empfohlen, ist aber unter bestimmten Bedingungen nicht zwingend. So kann ein künftiger Bauherr auch einen eigenen Entwurf einreichen, muss diesen allerdings durch den Gestaltungsbeirat begutachten lassen. Möglich ist auch die Errichtung eines historischen, rekonstruierten Bauwerks. Ziel der künftigen Bebauung soll in jedem Fall die Vielfalt sein.

Die acht Preisträger sind automatisch Teilnehmer für die Planung des Block-Endes an der Braunstraße.

In einer abgetrennten weiteren Abteilung des Ausstellungsraumes sind außerdem die drei preisgekrönten Entwürfe des Motel-Neubaus (Motel-One) am Kohlmarkt zu besichtigen.

Berghoff, Löser, Lott, Berlin

Thomas Fischnaller, Berlin

Anne Hangebruch, Berlin

Konermann u. Siegmund, Hamburg, Lübeck

Man bekämpft die Armen und nicht die Armut

9. Armutskonferenz in Lübeck am 18. Februar 2015

Hans-Jürgen Wolter

Unter dem Motto „Aus dem Schatten ins Licht“ haben einige Sozialverbände gemeinsam mit dem Jobcenter die lokale Armutskonferenz gestaltet. Im Mittelpunkt stand das Referat „Harz IV und die Armut in Deutschland“ von Prof. Dr. Christoph Butterwegge der Universität zu Köln. Zuvor hatte Dr. Volker Kotte vom Institut für Arbeitsmarkt und Berufsforschung einige Zahlen über die Armut in Schleswig-Holstein und speziell in Lübeck vorgelegt. Er stellte heraus, dass die Quote der Langzeitleistungsbezieher ansteigt. Es gebe einen harten Kern, nur 8 Prozent des Bestandes hatten Ende 2012 weniger als 12 Monate SGB II Leistungen bezogen. Er stellte die Bedürftigkeitsrisiken vor, diese seien vor allen fehlende Ausbildung, fehlender Ausbildungsabschluss, eingeschränkte Gesundheit, Langzeitbezug, mehr als 50 Jahre Integrationshintergrund, nicht ausreichende Sprachkenntnisse und Mütter mit Kindern. Die Verfestigung vom Leistungsbezug habe keine subjektiven Ursachen, es gehe um strukturelle Probleme.

Engagiert stellte Prof. Butterwegge heraus, dass man bei der seinerzeitigen „Arbeitsmarktreform“ viel versprochen, aber nichts geschafft habe. Auch sei weniger Bürokratie versprochen worden. Jeder zweite ALG II Bezieher ist 4 Jahre oder länger Leistungsbezieher. Mit statistischen Taschenspielertricks habe man eine Verringerung der Arbeitslosigkeit vorgegaukelt. Dass die Arbeitslosigkeit zurückgegangen ist, liege nicht an Aktivitäten der Jobcenter, sondern an einer besseren Konjunkturentwicklung.

Prof. Butterwegge bezeichnete es als falsch, dass die Arbeitslosenhilfe abgeschafft wurde. Sie war eine Lohnersatzleistung, die eine Lebensstandsicherung mit sich brachte. Jetzt seien die Leistungen reine Fürsorgeleistungen. Diese Leistungen könnte man treffender mit Sozialhilfe II bezeichnen. Inzwischen hätten die Jobcenter 5 Milliarden Euro Verwaltungskosten, sie gäben aber nur 3,3 Milliarden Euro für Fördermaßnahmen aus. Harz IV Bezieher werden stigmatisiert. Dieses hat dazu geführt, dass der Niedriglohnsektor erheblich ausgeweitet wurde.

Zwar sei die Zahl der Kinder in Armut gesunken, dieses liege jedoch daran, dass, wenn es weniger Kinder gibt, es auch weniger arme Kinder gebe. Durch die Änderung beim Kinderzuschlag und beim Wohngeld habe man zwar einige Menschen aus dem Leistungsbezug heraushalten können, ihre soziale Lage sei jedoch ähnlich. Falsch sei die Zwangsverrentung mit 63 Jahren, die Menschen würden bis an ihr Lebensende jeweils gekürzte Renten erhalten. Seit 2011 zahle das Jobcenter keine Beiträge mehr zur Rentenversicherung. Durch Sanktionen und andere Maßnahmen bekämpfe man die Armen selber, nicht die Armut. Der jetzt kommende Mindestlohn sei schon jetzt nicht ausreichend, durch den Mindestlohn. Von den 1,3 Mio. „Aufstockern“ werden durch den Mindestlohn nur 60.000 aus dem Leistungsbezug heraus kommen. Die Armut sei politisch gewollt. So komme die Mütterrente, die als große soziale Tat angepriesen wird, den Ärmsten überhaupt nicht zugute, da sie voll auf die Grundsicherung angerechnet werde. Die jetzigen Regelsätze ermöglichen keine Teilhabe, wie vom Bundesverfassungsgericht gefordert. Die Sanktionen, insbesondere für die Gruppe der unter 25-jährigen, treibe 10.000 Sanktionierte pro Jahr in die Obdachlosigkeit. Durch das Sanktionssystem habe man erreicht, dass Gewerkschaften, Betriebsräte und andere Lohneinbußen und schlechtere Arbeitsbedingungen akzeptieren, da sie im Falle der Arbeitslosigkeit sonst ausgegrenzt werden.

Detlef Wulf vom Paritätischen Wohlfahrtsverband wies daraufhin, dass in Lübeck 2012 rund 30 Prozent der ALG II Bezieher Aufstocker seien, diese Quote sei 2006 40 Prozent niedriger gewesen.

In Arbeitsgruppen wurden dann verschiedene Bereiche näher betrachtet. Aus allen Arbeitsgruppen kam die Forderung nach bezahlbarem Wohnraum, es wurde gefordert, die Vergünstigungen für Sozialleistungsbezieher wieder einzuführen. Die sogenannten Kunden dürften beim Jobcenter nicht als Bittsteller behandelt werden, sie müssten über ihre Ansprüche aufgeklärt werden. Auch müsse man die Anträge deutlich vereinfachen.

Harz IV Bezieher fühlen sich dem System ausgeliefert und erfahren nach den Berichten Betroffener zum Teil menschenunwürdige Behandlung. In der Beratungstätigkeit sei es besonders schlimm, dass Menschen in Not hin und her geschickt werden, weil die Zuständigkeit der Behörden nicht klar ist.

Weiter wurde gefordert, massiv etwas gegen Energieschulden zu tun.

Selbst Mitarbeiterinnen des Jobcenters forderten, dass der Mensch im Mittelpunkt der Arbeit stehen müsste und nicht die Arbeitslosenstatistik. Man brauche flexiblere Gesetze, Sanktionen seien nicht förderlich, die Flexibilität in der Arbeit werde immer mehr eingeschränkt.

Die als Moderatorin tätige Christiane Wiebe von der Volkshochschule forderte mehr Schwerpunktschulen. Die Volkshochschule führe inzwischen 24 Integrationskurse im Jahr durch, diese müssen auch finanziert werden. Sie rief die Behördenmitarbeiter auf, die Spielräume weitgehend auszunutzen, die es bei manchen Bestimmungen noch gebe.

KlopfKlopf – Auftakt

Di, 3. März, 19.30 Uhr, Aula Volkshochschule Falkenplatz, Eintritt frei
Fernand Braudel in Lübeck - Ein französischer Historiker im Offizierslager
Vortrag: Prof. Dr. Peter Schöttler, Berlin

Di, 10. März, 19.30 Uhr, Aula Volkshochschule Falkenplatz. Eintritt frei
Ein Morgen für Lampedusa
Szenische Lesung mit Musik
Moderation: Pastorin Elisabeth Hartmann-Runge, Flüchtlingsbeauftragte des Ev.-Luth. Kirchenkreises Lübeck-Lauenburg. Um Spenden wird gebeten.

Di, 17. März, 19.30 Uhr, Aula Volkshochschule Falkenplatz, Eintritt frei
Willkommen? Ja, aber und nur wenn ... Integrationseinstellungen in der deutschen Bevölkerung
Vortrag: Madlen Preuß, M.A., Bielefeld
Moderation: Antje Peters-Hirt

KlopfKlopf – Filme im Vorfeld

Mo, 2. März, 18 Uhr, Kommunales Kino, Mengstr. 35
Nach Ausschwitz. Dokumentarischer Essay
Film von Jan Sobotka, 2014, 20 min

Return of the Tüdelband. Gebrüder Wolf Story
Film von Jens Huckeriede, 2003, 81 min
Eintritt: 8,-/6,- Euro

Mo, 16. März, 18 Uhr, Kommunales Kino, Mengstr. 35
Ein weites Herz. Schicksalsjahre einer deutschen Familie,
Film von Thomas Berger, ZDF 2013, 90 Minuten
Nach Matthias Wegner „Ein weites Herz. Die zwei Leben der Isa Vermehren“, 2003
Eintritt: 8,-/6,- Euro

Geschichtsverein

Mo, 2. März, 15 Uhr, Katharinenkirche, Königstraße
Die Katharinenkirche nach der Restaurierung
Führung mit Dr. Michael Scheftel

Mi, 4. März, 16 Uhr, Luther-Kirche, Moislinger Allee 96
„... ich kann dich sehen.“ Widerstand, Freundschaft, Ermutigung der vier Lübecker Märtyrer
Ausstellungsführung mit Dr. Karen Meyer-Rebentisch, Lübeck
Die Luther-Melanchthon-Gemeinde hat 2014 eine neue Ausstellung über die Geschichte der Lübecker Märtyrer erarbeitet. Die Kuratorin führt in die Ausstellung ein und geht auch auf die bauliche Umgestaltung der Lutherkirche ein. Für Fragen u. Diskussion steht sie zur Verfügung.

Mi, 18. März, 18.30 Uhr, Vortragssaal Museum für Natur und Umwelt, Musterbahn 8
Das Bistum Lübeck
Günter Meyer, Malente
Das „zweite“ Lübeck, das Bistum Lübeck, ist heute im allgemeinen Geschichtsbewußtsein der Hansestadt nur noch wenig verankert. Dabei war die Geschichte der Stadt über Jahrhunderte eng mit der des Bistums verknüpft und umgekehrt.

Mitteilung
Wechsel im Vorsitz des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde
Auf der Jahresmitgliederversammlung des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde am Donnerstag, 12. Februar, wurde Dr. Jan Lokers, Leiter des Archivs der Hansestadt Lübeck, zum neuen Vorsitzenden gewählt. Dr. Lokers übernahm das Amt von Dr. Michael Hundt, der den Verein vier Jahre erfolgreich geleitet hat.

Förderverein Museum Burgkloster

Mo, 9. März, 19 Uhr, Museum für Natur und Umwelt, Vortragssaal, Mühlendamm 1-3, Eintritt frei
Kunsthistorische Forschungen zum Lübecker Burgkloster – Vergleichende Perspektiven
Frau Dr. Serafine Kratzke

Gemeinnütziger Verein Travemünde

Di, 10. März, 1830 Uhr, Gesellschaftshaus, Torstraße 1
Jahreshauptversammlung 2015

Kiwanis Club Lübeck

11. April, 20 Uhr, Musik- und Kongreßhalle
Konzertankündigung: Bundesjugendorchester
Preise: 42, 35, 29, 18 Euro.
Ermäßigung Schüler und Studenten 25 %.
Karten an allen bekannten Vorverkaufsstellen
Informationen: Prof. Michael Goden, Tel. 0171 5488898

Deutsch-Ibero-Amerikanische Gesellschaft

Sa, 7. März, 18.30 Uhr, Reformierte Kirche, Königstraße 18
Misa Flamenca
Die Misa Flamenca verbindet Tanz und andalusische spirituelle Gesänge.
Preis: 10 Euro, ermäßigt 7 Euro, für Mitglieder frei

Fr, 13. März, 19 Uhr, Kleiner Remter, Handwerkskammer
Jahreshauptversammlung

musikerkennen

Fr, 6. März, 19:30 Uhr, Travemünde-Kulturbahnhof
Annelie Ripke Trio
Jazz 1959: cool. frei. modal
Preis 15 Euro

Reformierte Kirche

Sa, 28. März, 19.30 Uhr, Königstraße
Miss Muffats Maulwurf: Litanies
Das Lübecker A-cappella-Gesangstrio Miss Muffats Maulwurf konzertiert in seinem neuen geistlichen Programm „Litanies“ selten gehörte Werke aus dem französischen Barock und aus dem 20. Jahrhundert. Passend zum Aktionstag „Klopf Klopf – Lübeck ist weltoffen“ singt das Gesangstrio den Zyklus „In der Fremde“ von György Ligeti, den Ligeti unter dem Eindruck der Ermordung seines Bruders und seines Vaters in Konzentrationslagern komponierte. Matthias Voget begleitet das Trio bei einigen Stücken an der Orgel und spielt auch zwei Werke solo.
Eintritt 12 Euro, ermäßigt 7 Euro

Deutsch-Italienische Gesellschaft

Mo, 9. März, 18.30 Uhr, Volkshochschule Falkenplatz 10
Mächtige Frauen im alten Rom
Dr. Alexander Mlasowsky, Hannover
Bei genauerer Betrachtung zeigt es sich, dass im alten Rom auch Frauen politi-sche Ereignisse mit gestaltet und damit bisweilen in den geschichtlichen Verlauf eingegriffen haben.

Aus der Gemeinnützigen
Aus der Gemeinnützigen

Dienstagsvorträge

Di, 3. März, 19.30 Uhr, Königstr. 5, Großer Saal, Eintritt frei
Lion Feuchtwanger: Ein Weltbürger und Don Quijote gegen Dummheit und Gewalt
Volker Skierka, Schriftsteller und Journalist, Hamburg
Gemeinsam mit dem Lübecker Autorenkreis und seinen Freunden

Di, 10. März, 19.30 Uhr, Königstr. 5, Großer Saal, Eintritt frei
Die Gründung der Christian-Albrechts-Universität:
Zu den politischen und gelehrten Netzwerken zwischen Kiel und Lübeck von 1665 bis 1733
Swantje Piotrowski, Historikerin, Kiel
Mit musikalischer Umrahmung durch die Lübecker Musikschule

Di, 17. März, 19.30 Uhr, Königstr. 5, Großer Saal, Eintritt frei

Volkskammerwahl 1990
Steffen Reiche, Pfarrer, Mdb a.D, Minister für Bildung und Kultur des Landes Brandenburg a.D.
Der 18. März 1990 ist der Tag, an dem die Bürger der DDR zum ersten Mal die Volkskammer frei wählen konnten und eine große Mehrheit mit ihrer Wahl indirekt für alle drei Forderungen des Deutschlandlieds stimmte: für Einigkeit und Recht und Freiheit. Der Referent war als Mitbegründer der Sozialdemokratischen Partei in der DDR schon früh an der gelingenden Revolution in Ostdeutschland beteiligt.
Moderation: Claus-Peter Lorenzen

Lübecker Stadtdiskurs

Mi, 11. März, 19 Uhr, Königstraße 5, Großer Saal, Eintritt frei
Spezifika „kleiner" Großstädte. Das Konzept „Knowledge Pearls".
Prof. Dr. Willem van Winden, Amsterdam, Hochschule für angewandten Wissenschaften
Viele Städte in Europa haben den Ehrgeiz, eine „Wissensstadt" zu sein, aber sie unterscheiden sich stark in Bezug auf Größe, Ressourcen, Spezialisierung und ihrer Position in den vielfältigen (inter-)nationalen Städtenetzen. Willem van Winden stellt eine Typologie von „Wissensstädten" vor und konzentriert sich speziell auf kleine und mittelgroße „Wissensstädte". Wie weit greift ihr Einflussbereich bei entsprechenden Maßnahmen? Wie konkurrieren und kooperieren sie mit anderen Städten? Welche neuen Ansätze der Politik sehen wir in ganz Europa?

Seniorentreff am Sonntagnachmittag

So, 8. März, 15.30 Uhr , Königstr. 5, Großer Saal
Frühlingsgrüße

Der Berliner Tenor Felix Müller und die ukrainische Pianistin Irina Kanewski präsentieren neben Operetten-Melodien aus „Maske in Blau", „Ein Walzertraum", „Das Land des Lächelns", „Gasparone" u.a. auch italienische Kanzonen und Kunstlieder von Richard Strauss und Robert Stolz.
Preis 4 Euro (im Vorverkauf) und 5 Euro (Nachmittagskasse).
Restkarten im Büro der Gemeinnützigen, Telefon: 75454

Bücherei

Mi, 4. März, 19.30 Uhr, Königstr. 5, OG1, Bücherei, Eintritt frei
Literarischer Salon
Mitglieder des Büchereiausschusses stellen im Raum der Bücherei ausgewählte neue Bücher vor.
Mit Erfrischungspause.

Litterärisches Gespräch

Do, 5. März, 19.30 Uhr, Königstr. 5, 1. OG Bücherei
Michail Lermontov als „Held seiner Zeit"
Dr. Alexej Baskakov, Lübeck

Lübecker Autorenkreis: Vortrag

Am 22. Februar hielt Jutta Kähler auf Einladung des Autorenkreises im Alten Zolln einen Bildervortrag zur Faszination des Bösen: „Den Bösen sind wir los – das Böse ist geblieben – Gesichter des Bösen in Kunst, Literatur, Religion und Philosophie."
Sie rezitierte zunächst ein Poem von Charles Baudelaire aus dem Gedichtband Die Blumen des Bösen. Es folgten Betrachtungen von Arthur Schopenhauer über das Böse, wobei der Philosoph den freien Willen als Quelle des Bösen deutete. Einen Schwerpunkt des Vortrags bildeten Ausführungen und Bilder über die sieben Todsünden. Jutta Kähler setzte sich dann subtil mit der Personifikation des Bösen, dem Teufel, den Dämonen und dem bösen Blick auseinander. Sie erwähnte dabei auch die Schattentheorie C.G. Jungs, dessen Archetypenlehre, die Phänomenologie des Bösen und die daraus resultierende ethische Diskussion. *Lutz Gallinat*

Mit Leichtigkeit durch Raum und Zeit

Die Kunstschule der Gemeinnützigen gewinnt den Preis der Bürgerakademie 2014

Thomas-Markus Leber

„Beam me up, Scotty“! Ein wenig fühlte man sich an die Science-Fiction-Serie Raumschiff Enterprise aus den frühen 1960er Jahren erinnert. Die Crew um Captain Kirk und dem Ersten Offizier Mr. Spock erkundeten damals mit ihrem Raumschiff unbekannte Galaxien des Universums und nutzten dabei eine einzigartige Technik: Sie „beamten“ sich auf nahegelegene Planeten oder andere Raumschiffe.

Mit der gleichen Leichtigkeit bewegten sich die Darsteller des nun preisgekrönten Filmes „Die Hanse Heute-Morgen-Immer“ eines Filmteams der Kunstschule der Gemeinnützigen durch Raum und Zeit. Die 10 Schüler im Alter von 13 bis 15 Jahren erklärten in ihrem Kurzfilm so ganz nebenbei die Geschichte der Hanse und des Hansetages: Mal in der Hansezeit, mal in der Jetztzeit, mal im Jahre 2042, aber immer auf der Höhe der Zeit! Beruhigend, dass es das deutsche Fernsehformat „Tagesschau“ nach Vorstellung der jungen Filmschaffenden auch im Jahre 2042 noch geben wird. Jedenfalls berichtete ein „Tagesschau Spezial“ immer wieder in Rückblenden vom Hansetag, vermittelte in kurzen Statements die Bedeutung und erklärte darüber hinaus viele Zusammenhänge. Technisch möglich wurde dies durch 2 „Zeitreisestühle“, aber auch durch die Technik des „Beamens“.

Der Preis der Bürgerakademie

Ihr Filmprojekt hatten die Schüler beim Wettbewerb der Bürgerakademie eingereicht. Der Preis, der nunmehr zum dritten Mal vergeben wurde, stand im Jahr 2014 unter dem Motto „Hanse filmreif“. Die Aufgabe bestand darin persönlichen Vorstellungen der Hanse in einem Kurzfilm darzulegen. Die 7 köpfige Jury um den Hanse-Experten Prof. Dr. Rolf Hammel-Kiesow, den Filmemacher Frank Thomas, den Filmautor Andreas Beer, den Kurzfilmexperten Matthias Wichert, der künstlerischen Leiterin der Nordischen Filmtage Linde Fröhlich, sowie Dr. Iris Klaßen vom Wissenschaftsmanagement und Christiane Wiebe, Leiterin der VHS, hatte wahrlich keine leichte Aufgabe. Galt es doch, alle Filme auf die Kriterien Verständlichkeit, Kreativität, Originalität, Hansebezug und Zukunftsperspektive zu prüfen.

Am Ende lagen die Schüler der Kunstschule der Gemeinnützigen vorne und erhielten aus den Händen der Kultursenatorin Kathrin Weiher den mit 1.000 Euro dotierten Preis der Bürgerakademie 2014.

Dr. Klaßen begründete die Entscheidung der Jury zugunsten der Kunstschule mit den vielen Übereinstimmungen mit den Kriterien. Die Schüler wussten am besten zu überzeugen, zu begeistern und Inhalte verständlich zu vermitteln. Gewürdigt wurden die technische Raffinesse, die Schnittfolge und das Selbstbewusstsein der Akteure. „Uns hat Eure Arbeit viel Freude bereitet“, sagte Iris Klaßen und unterstrich bei dieser Gelegenheit einmal mehr die Bedeutung von Wissen und Wissensvermittlung.

Insgesamt wurden sieben Beiträge eingereicht. Vier kamen in die engere Auswahl und wurden in voller Länge gezeigt. Zwei weitere Filme überschritten die Zeitvorgabe und konnten deshalb nicht in die engere Auswahl gelangen. Hier wurde ein 5-Minuten-Ausschnitt gezeigt. Ein weiterer Film konnte mangels Hansebezug nicht bewertet werden. Organisatorin Belen Amodia freute sich über die eingereichten Beiträge. „Filmproduktionen sind sehr aufwendig und anspruchsvoll“, wusste sie zu berichten. Christiane Wiebe zeigte sich als Mitorganisatorin und Jurymitglied begeistert von der Vielfalt der eingereichten Beiträge, von den unterschiedlichen Ansätzen, aber auch von der gezeigten Kreativität. „Der Hansegedanke hat nichts von seiner Bedeutung verloren“, stellte sie fest. „Er lebt weiter und wird immer wieder neu belebt. Er kann auch helfen, die Vergangenheit mit der Zukunft zu verknüpfen“.

Das eingeschworene Filmteam der Kunstschule der Gemeinnützigen: von links nach rechts: Merle Kögel, Pauline Wullstein, Charlotte Lidte, Digo Mari, Janne Rother, Caroline Lohmann. Es fehlen auf dem Bild: Marta Lorenzen, Ellen Kolbe, Linus Cartobius, Janus Cartobius, Benjamin Naumann (Foto: Tom Leber)

Hervorragende Filmbeiträge

Nicht nur der Siegerfilm, sondern auch alle weiteren Filmbeiträge begeisterten die Jury. Allen voran ein sehr aufwendig gestalteter, farbenprächtiger Kurzspielfilm des Gemeinnützigen Vereins für Lübeck-Moisling/Genin, der sich mit der Geschichte des Stadtteils zur Zeit der Hanse und der Entstehung der jüdischen Gemeinde beschäftigte. Gotthard von Höveln, seit 1646 Besitzer des Gutes Moisling, siedelte direkt vor den Toren Lübecks Handwerker an, die den Ämtern der Stadt Konkurrenz machten. Zu diesen Handwerkern gehörten auch die ersten Juden der Stadt. Linde Fröhlich unterstrich die Meinung der Jury: „ein gelungenes und gut umgesetztes Projekt.“

Hannes Kische, Praktikant im Geo-Park Nordisches Steinreich, beschäftigte sich in seinem Dokumentarfilm „Vom salzigen Reichtum zum steinernem Prunk“ mit der Geschichte des Salzes und des-

sen Bedeutung für die Entwicklung der Hanse und der Hansestadt Lübeck. Ein tropisches Meer, das sieben Mal komplett eindampfte, bildet nach Auffassung des Bremer Geologie Studenten die Basis für den Aufstieg der Stadt. Eine interessante These, befand Jurymitglied Matthias Wichert. Der Juror war beeindruckt, wie ein vermeintlich trockenes Thema so anschaulich vermittelt werden kann. Einen „stärkeren Dreh zur Hanse“ hätte er sich allerdings dann doch gewünscht.

Musikalisch wurde es beim Beitrag der Hanse-Schule-Lübeck, Klasse BOS 11a. „Lübeck tanzt den Denkmalschutz“ nannten die 25 Schüler ihr sehenswertes Werk. Vor der historischer Kulisse einzelner Altstadthäuser tanzten die Schüler zu HipHop-Klängen und verbanden so Vergangenheit und Zukunft, wie Juror Andreas Beer befand. Beer ermutigte die Schüler, beim nächsten Mal mehr Mut zu zeigen und den Tanz in historischen Kostümen oder auch Rollen zu wagen.

Ein weiterer Beitrag der Hanse Schule beeindruckte aufgrund seines hohen dokumentarischen Wertes die Juroren, verfehlte aber aufgrund der Überlänge den Einzug ins Finale. Die Schüler befassten sich mit der Restaurierung eines denkmalgeschützten Hauses in der Dr. Julius Leber Straße. Ebenfalls aufgrund seiner Überlänge von fast zwei Stunden konnte es ein filmisches Tagebuch des Hansetages 2014 nicht in die Endauswahl schaffen. Es bestand Einigkeit, dass auch diese beiden Filme wertgeschätzt werden sollen. Juror Frank Thomas empfahl beide Filme als sehr sehenswert.

Der neuen Kultursenatorin Kathrin Weiher vermittelten die Filme viele neue Eindrücke, die sie dankbar aufnahm. Die Senatorin würdigte abschließend den Wert der Arbeiten, die verschiedensten Blickwinkel und Interpretationen sowie die Vielfalt der Stadt und ihrer reichen (Hanse-) Geschichte.

Der Siegerbeitrag

Der viel umjubelte Erfolg des Filmes „Die Hanse Heute-Morgen-Immer!“ reiht sich in eine lange Liste von Erfolgen ein, die die Kunstschule der Gemeinnützigen seit ihrer Gründung im Jahre 2002 in nahezu allen Bereichen der bildenden Kunst erzielen konnte. Das Spektrum reicht von Keramik über Malerei, Zeichnen und Grafik bis hin zu Film und Fotografie. Unter professioneller Anleitung und in optimal ausgestatteten Werkstätten und Atelierräumen können künstlerisch interessierte Kinder, Jugendliche und Erwachsene ihre gestalterischen Kenntnisse und kreativen Fähigkeiten entdecken und erweitern. Auch wenn der Film „Die Hanse Heute-Morgen-Immer!“ nun mit einer gewissen spielerischen Leichtigkeit daher kommt, sollte dies nicht darüber hinweg täuschen, dass hinter einem Filmprojekt vor allem auch eine solide Vorbereitung, viel Leidenschaft und eine intensive Arbeit steckt.

Anlässlich des 14. Hansetages bot die Dipl. Grafikerin Digo Mari – in der Kunstschule zuständig für Kurse für Druckgrafik und Fotografie – einen Videoworkshop für interessierte Jugendliche im Alter von 10 bis 15 Jahren an. 3 Jungen und 7 Mädchen nahmen am Kurs teil. In einem ersten Schwerpunkt ging es darum, die Jugendlichen an die Grundlagen der Videotechnik heranzuführen. Das Erstellen eines Storyboards, der Einsatz der Kamera und ihrer Führung sowie der Videoschnitt am Computer wurden an mehreren Wochenenden vermittelt, bearbeitet und umgesetzt. Auch der inhaltliche Schwerpunkt kam nicht zu kurz. Die Schüler beschäftigten sich mit den vielen Fassetten des Themas „Hanse“ und entwickelten Ideen, wie die Bedeutung der Hanse visualisiert werden könnte. Diese Ideen flossen in ein Storyboard ein. Hierbei handelt es sich um die zeichnerische Version eines Drehbuches, das Grundlage für den eigentlichen Film ist. Für manche Teilnehmer war dies eine neue Erfahrung, waren sie bislang doch gewöhnt, mit der Handykamera einfach drauflos zu filmen. Profis tun dies aber aus vielerlei Gründen nicht. Und dann kam der Hansetag. Nun kam es darauf an, das Erlernte und Erarbeitete umzusetzen. Drei Tage lang waren die Jugendlichen von morgens bis abends in kleinen Gruppen unterwegs und sammelten Eindrücke. Alles wurde mit vier Kameras eingefangen und festgehalten: Koggen-Schlacht, Handwerkermarkt, Hansekonferenz im Hogehus und viele weiteren Veranstaltungen vermittelten ein Gesamtbild. Material für viele Stunden Film kam so zusammen. Der Schnitt erfolgte am PC. Ein schmerzlicher Prozess für manchen jungen Filmemacher. Der finale Film durfte ja nur 5 Minuten lang sein. Vieles wurde herausgeschnitten. Etliche Tricksequenzen wurden entwickelt und eingebaut. Auch das Bluescreen-Verfahren kam zur Anwendung, bei dem die Schauspieler vor einem dunkelblauen 4 x 2,5m großen Filzvorhang aufgenommen wurden. Später wurde in den Film ein beliebiger Hintergrund hineinproduziert. So konnten sich die Akteure mit Leichtigkeit durch Raum und Zeit bewegen. Diese Technik wurde erstmals 1933 im Schwarz-Weiß-Film „King Kong“ und 1959 erstmals in Farb-Film „Ben Hur“ angewendet.

Nach zwei Monaten war er dann fertig, der Film „Die Hanse Heute – Morgen – Immer“! Erfolgsentscheidend war die Teamarbeit. Alles wurde gemeinsam diskutiert, entwickelt und gemacht. Allen Jugendlichen, aber auch Kursleiterin Digo Mari und Kunstschul- Leiterin Ursula Cravillon-Werner hat das Projekt unendlich viel Spaß bereitet. Alle freuen sich nun über den Erfolg. Und wer weiß, vielleicht können wir uns schon bald über den nächsten Film dieses eingeschworenen Teams freuen.

Von Tollkisten und unsinnigen Leuten

Behinderte in den mittelalterlich-frühneuzeitlichen Hansestädten[1]

Ortwin Pelc, wissenschaftlicher Abteilungsleiter im Museum für Hamburgische Geschichte

Im Westen von Rostock liegt Kröpelin, das im Jahr 1250 erstmals als Stadt erwähnt wird. Der Name von Kröpelin ist wahrscheinlich slawischen Ursprungs, das war vor 200 Jahren aber noch nicht bekannt. Damals erzählte man sich die Sage, dass im Mittelalter ein kriegsverletzter Soldat den mecklenburgischen Landesherrn um ein Stück Land bat. Dieser erlaubte dem Soldaten, sich so viel Land zu nehmen, wie er an einem Tag umrunden könne. Dabei nahm er an, dass das ja für einen „Krüppel“ nicht viel sein könne. Mit Hilfe von Klötzen unter den Beinen gelang es dem Soldaten aber, das gesamte heutige Stadtgebiet von Kröpelin zu umrunden. Deshalb ist dieser kriegsversehrte Behinderte des Mittelalters heute das Stadtwappen von Kröpelin.

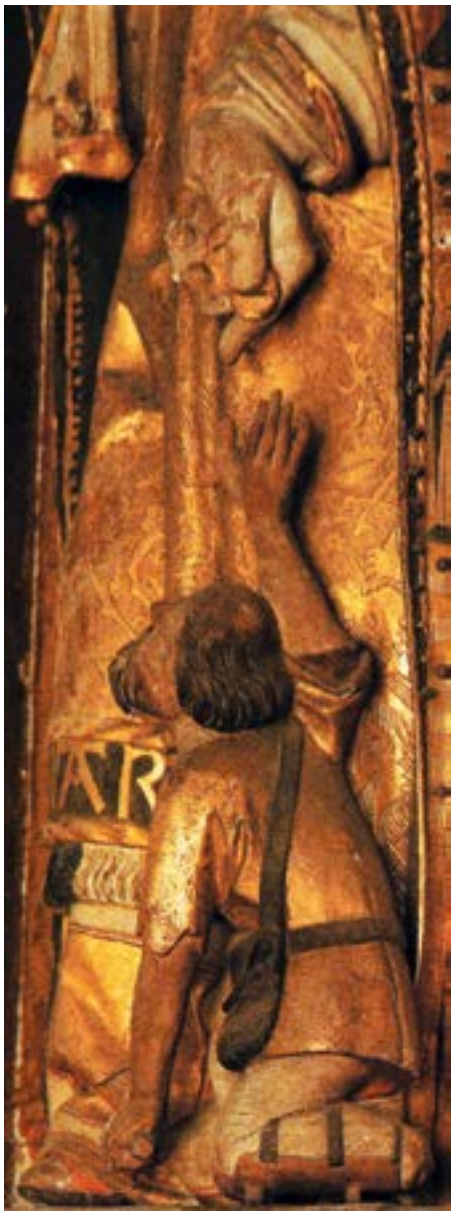
In den Hansestädten des Mittelalters und der frühen Neuzeit, also vom 13. bis ins 17. Jahrhundert – und natürlich nicht nur in diesen –, gab es immer Menschen, die besonderer Hilfe bedurften, sich nicht selbst ernähren konnten und auch ausgegrenzt wurden. Zu diesen sozialen Randgruppen gehörten auch Menschen mit körperlichen oder geistigen Handikaps, also seh- und hörbehinderte Menschen, Menschen mit deformierten oder fehlenden Gliedmaßen, mit Down-Syndrom, Geisteskranke, Epileptiker oder Demente. Diese Behinderungen konnten angeboren sein, durch Unfälle, Kriegsverletzungen, Infektionen im Laufe des Lebens oder besonders im Alter entstanden sein. Die Zeitgenossen sprachen von „Krüppeln“ mit Bocksfuß, Klumpfuß oder Buckel, von „Lahmen“, wenn sie fehlende bzw. amputierte Hände, Arme, Füße oder Unterschenkel hatten. Hinzu kamen Kranke, die z. B. durch Lepra oder Aussatz zu Körperbehinderten wurden, und vielfältige, heute kaum präzise zu identifizierende Nerven- und Geisteskranke, „Narren“, die durchaus nicht immer krank waren, wenn sie z. B. die Rolle von Hofnarren spielten.[2]

Rostock, Altar des Johannisklosters 1440/50, Kreuzigungsgruppe mit geheiltem Blinden und Stummen

(Kulturhistorisches Museum Rostock, Fotos: Ortwin Pelc)

Die Grenzen und Überschneidungen zwischen arm, krank und hilfsbedürftig waren fließend, hingen von der individuellen und familiären Lage der Personen ab, aber auch von der allgemeinen wirtschaftlichen Lage, Konflikten und Kriegen und den medizinischen Kenntnissen der damaligen Zeit. Es gab in den Städten zwar Wundärzte, Barbiere und Bader, deren medizinische Kenntnisse und Möglichkeiten waren aber begrenzt.

Die Quellen zu den Menschen mit Behinderung sind im Mittelalter naturgemäß nur spärlich, so wie für alle Menschen in Randgruppen oder aus unteren sozialen Schichten, da diese in der Regel keine Selbstzeugnisse hinterließen und auch ansonsten für die zeitgenössische Geschichtsschreibung nicht von Interesse waren. In dem Moment aber, wo städtische oder kirchliche Gremien sich mit behinderten Menschen in ihrer Stadt befassen mussten, sei es, um Hilfe zu organisieren – z. B. ein Hospital zu gründen – oder Regelungen für Behinderte zu treffen, tauchen diese in der schriftlichen Überlieferung auf; auch wenn Bürger behinderte Menschen in ihren Testamenten bedachten oder für diese spendeten. Sodann finden sich auf mittelalterlichen Altären Darstellungen von behinderten Menschen als Bilder oder Skulpturen, zwar im Zusammenhang mit biblischen und Heiligengeschichten, sie entsprechen aber dem Bild der damaligen



Wismar, ein fußamputierter Bettler empfängt eine Gabe vom Heiligen Martin, Altarplastik aus der Georgenkirche, jetzt in der Heilig-Geist-Kirche, um 1430
(Detail, aus: Mach, wie Anm. 9, S. 64)

zeitgenössischen Maler. Dennoch ist es nicht möglich, ein umfassendes Bild des Lebens von behinderten Menschen und des Umgangs mit ihnen im Mittelalter zu geben, es gibt nur Hinweise und vereinzelte Eindrücke; einige sollen im Folgenden näher betrachtet werden.

Was hieß „behindert sein“ im Mittelalter?

Fragt man, was es im Mittelalter hieß, „behindert zu sein“, so geht es zugleich um die Frage, was Krankheit im Mittelalter bedeutete. Im Bild von Kranken und in den kirchlichen Vorstellungen darüber gab es vom Hochmittelalter im 12./13. Jahrhundert bis in die Frühe Neuzeit im 16./17. Jahrhundert beträchtliche Veränderungen und Einstellungen zu den Menschen und deren Lebenssituation, denken wir allein an die Veränderungen der christliche Lehre mit der Reformation und die sich weiterentwickelnden Wissenschaften.[3] Körperbehinderte waren in der Regel „würdige Arme“, sie hatten einen Anspruch auf Fürsorge und durften betteln. Im Süden (Frankfurt, Straßburg, Zürich) sind im 15. Jahrhundert sogar Bruderschaften von Blinden und Gehbehinderten nachgewiesen.[4] In Köln wurden Blinde unterstützt, dienten aber auch zu öffentlichen Belustigungen, wenn sie z. B. 1498 verkleidet in einem Gehege ein Schwein erschlagen sollten und es dann anschließend behalten durften.[5] Eine Behinderung konnte aber auch als etwas Widernatürliches, möglicherweise von Dämonen oder dem Teufel Verursachtes angesehen werden, sodass auch Beschwörungen und Austreibungen vorkamen.[6] Werden in der Literatur seit dem 19. Jahrhundert Behinderte erwähnt, geschieht dies in der zeitgenössischen Sicht auf Menschen mit Handikaps: Wohlwollend und von oben herab; sie wurden als ausgegrenzt angesehen. In der neueren Forschung wird dagegen eher angenommen, dass Behinderte weitgehend in die mittelalterliche Gesellschaft integriert waren.[7]

Zeitgenössische Darstellungen

Kunst war im Mittelalter vor allem christliche Kunst, man fand sie in Kirchen als Skulptur und Wandmalerei, auf Altären, aber darüber hinaus z. B. auch als Buchillustration. Oft tauchen darin Schutzheilige für Kranke und somit auch Behinderte auf. Dahinter standen die Mahnung zu christlicher Barmherzigkeit und die Aufforderung zum Almosengeben, aber auch visionäre Wunschvorstellungen von Heilungen, die auf Bibelgeschichten und Heiligenlegenden zurückgriffen. Die Künstler – oder deren Auftraggeber – gingen damit zugleich auf die Bedürfnisse und Wünsche der Menschen ein, denn bei den geringen medizinischen Kenntnissen blieb oft nur die Hoffnung auf Wunderheilungen, möglicherweise sogar durch eine Wallfahrt, in Norddeutschland z. B. nach Wilsnack. Aus der Bibel war bekannt, dass Christus Menschen mit Krankheiten und Gebrechen heilte, denn er hatte Besessene, Blinde, Lahme, Aussätzige und Gichtkranke von ihrer Krankheit befreit.[8] Auch wenn z. B. Altarbilder ausgesprochen biblische Szenen zeigen, so stellen diese sicher ein Abbild der mittelalterlichen Realität dar. Besonders eindrucksvoll ist hier

Bremen, Cosmas und Damian bei einer Beintransplantation, Steinrelief um 1400 (Dom-Museum Bremen, aus: Mach, wie Anm. 9, S. 27)

z. B. der Hochaltar aus der Dominikanerkirche des Johannisklosters in Rostock aus der Zeit von 1440/50 mit Figuren aus dem Matthäus-Evangelium; unter den Personen am Kreuz finden sich ein geheilter Blinder, der auf seine Augen weist, und ein geheilter Stummer, der seine Lippen öffnet.

Über die biblischen Szenen hinaus gibt es Darstellungen von Heiligen, die als Helfer für bestimmte Krankheiten dienen sollten. Sie hatten Wunder bewirkt, ein Martyrium erlitten oder waren selbst erkrankt gewesen. Der Bremer Erzbischof Adaldag erwarb z. B. im Jahr 964 die sterblichen Überreste der Heiligen Cosmas und Damian in Rom als Reliquien für den dortigen Dom. Beide Märtyrer waren im dritten Jahrhundert Ärzte in Kilikien gewesen und es wurde ihnen nachgesagt, dass sie ein Bein transplantiert hätten. Um 1400 wurden sie auf dem Reliquienschrein in Bremen abgebildet, ebenso wie in einem Steinrelief dieser Zeit.[9] Diese Heiligen kommen in den Städten Norddeutschlands allerdings selten vor. Am Grab des ersten Bremer Bischofs, Willehad, sollen sich

Rostock, Nikolaikirche, der Heilige Martin mit einem Bettler, Ritzzeichnung auf einer Glocke von 1394
(aus: Mach, wie Anm. 9, S. 27)

Rostock, der heilige Martin und ein beinamputierter Bettler am Hauptaltar der Nikolaikirche, 3. Viertel 15. Jh., heute in St. Marien (Fotos: Ortwin Pelc)

bereits im 9. Jahrhundert Wunder ereignet haben, als dort Behinderte – eine gelähmte Mutter und ihre blinde Tochter, von Nachbarn und Verwandten dorthin gebracht –, geheilt wurden.[10]

Der Heilige Thomas wird in Wismar auf dem Thomas-Altar der Nikolaikirche um 1500 mit zwei Behinderten gezeigt: einem Einbeinigen, der – wohl zur Fortbewegung – in einer halbkugelförmigen Holzschüssel sitzt, und einem weiteren Mann mit zwei Krückstöcken.[11] Wesentlich bekannter ist die Darstellung des Heiligen Martin, der sein Gewand mit einem Bettler teilt. Letzterer ist oft gehbehindert oder sogar beinamputiert. Auf einer Gestühlswange aus dem Lübecker Dom aus der Zeit um 1500 kniet ein Fußamputierter mit geschienten oder gewickelten Unterschenkeln vor dem heiligen Martin.[12] Entsprechende Darstellungen gibt es auf einer Rostocker Gestühlswange des 16. Jahrhunderts und auf zwei ebensolchen aus der Georgenkirche in Wismar von ca. 1430.[13] Auch auf dem Hauptaltar der Rostocker Nikolaikirche aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts reicht der heilige Martin einem Bettler ohne Beine seinen Mantel. Eine Besonderheit ist eine Ritzzeichnung auf einer Glocke der Rostocker Nikolaikirche von 1394, die einen behinderten Bettler zeigt. Dem Glockengießer muss dieses Motiv sehr wichtig gewesen sein.[14]

Im Norden relativ selten sind Darstellungen der Heiligen Elisabeth, die sich besonders um die Krankenpflege bemühte. Eine Lübecker Tafelmalerei Bernd Notkes von 1483 in der Heiligen-Geist-Kirche in Tallinn zeigt Elisabeth bei der Krankenpflege mit zwei Gehbehinderten; beiden fehlen die Füße bzw. Unterschenkel, sie haben Holzprothesen und Krückstöcke.[15] Dabei stellt sich die Frage, wie Gehbehinderte in den Städten zurechtkamen. Sie besaßen Bettelprivilegien auf den Märkten und vor den Toren, ihnen Almosen zu geben bedeutete, sein Seelenheil zu fördern, sie wurden also akzeptiert und erhielten Unterstützung. Auch wenn ihr Schicksal als gottgewollt angesehen wurde, entsprach diese Sicht der tiefen und umfassenden Religiosität der Zeit, in der der einzelne eine ständige Beziehung zu Gott und der Kirche hatte. Auf einer Hamburger Stadtansicht von 1690 ist ein gehbehinderter Bettler mit Krücken vor dem Dammtor zu sehen, eine vermutlich alltägliche Situation vor den Toren vieler Städte.

Eine besondere Darstellung von verschiedenen Personen, darunter einem Mann mit einer Holzprothese für den linken Unterschenkel und einem Krückstock, sind die Knaggen über dem Torbogen am Lübecker Marstallgebäude.[16] Sie entstanden um 1460 und stellen u. a. einen Dudelsackspieler, einen Trommler und zwei Bettler dar, von denen der behinderte barfuß ist, bis über die Ohren eine Kappe trägt und um die Schulter eine Tasche hängen hat. Am Südosterker des Lübecker Rathauses wurde Ende des 16. Jahrhunderts eine Skulptur angebracht, die ein Kind mit Wolfsrachen zeigt, etwa zu der Zeit, als 1579 ein solches Kind in Genin geboren wurde.[17]

Geistig Behinderte

Eine unter medizinischen Gesichtspunkten schwer einzuschätzende Gruppe der Behinderten waren im Mittelalter die Geisteskranken. Über diese gibt es aber durchaus Nachrichten, weil sie im Einzelfall als Gefährdung für die Gemeinschaft angesehen wurden und deshalb in den Quellen genannt werden.[18] Sie galten als unmündig und wurden für ihr Handeln nicht verantwortlich gemacht, benötigten aber Vormünder. Schon im Sachsenspiegel, dem Rechtskodex aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, wurde festgelegt: „Toren und sinnlose Männer sollen nicht gerichtet werden.“.[19] Geistig Behinderte bedurften in der Regel sicher der Unterstützung ihrer Familien; je nach Art und Schwere ihrer Krankheit werden sie sich aber auch selbst ernährt haben können. Erlitten diese „dullen unde affsinnigen lude“ aber Anfälle und wurden gewalttätig, gefährdeten sie andere Leute oder auch sich selbst, wurde versucht, sie zu isolieren. In Rostock wird 1355 erstmals eine „cista fatuorum“, in Greifswald 1389 eine „cista stultorum“ und 1386 in Hamburg eine

„Tollkiste“ in einem Turm erwähnt, ein Raum, in dem Geisteskranke eingesperrt wurden.[20] Solche Tollkisten gab es auch in Lübeck: 1383 spendete Herman Bolte in seinem Testament eine Mark für die Insassen einer Tollkiste („stultis hominibus in cistis sedentibus“),[21] dasselbe tat Bernd Osenbrugge 1439.[22] 1471 wird dann eine Tollkiste beim Mühlentor, eine weitere 1479 beim Burgtor erwähnt, sie existierten sicher aber schon länger. Der Gerichtsdiener hatte das Recht, geisteskranke – oder nur verhaltensauffällige? – Menschen in diese „Kisten“ zu sperren, wo sie unter erbärmlichen Umständen leben mussten.[23] Dabei bleibt die Frage, ob die Tollkisten an den Toren ein Zeichen von Hilflosigkeit der Stadtoberen waren, die Geisteskranken dort am wenigsten „störten“ – also ausgegrenzt wurden – oder sie dort eher durch Gaben von Passanten unterstützt wurden. Sven Rabeler hat den Umgang mit geistig Behinderten in Lübeck im 15. und 16. Jahrhundert intensiv untersucht.[24]

Etwas besser erging es vielleicht geistig Erkrankten aus wohlhabenderen Familien. Diese mieteten z. B. in Lübeck einen Raum in der Stadtbefestigung (torn, slote, vengnisse), wo der Kranke untergebracht wurde.[25] Aus Lübeck sind einige bemerkenswerte Fälle bekannt. 1465 erlitt der Kaufmann Hinrik Geliesson aus Deventer einen Anfall und griff mehrere Personen an. Darauf ließ der Rat ihn in das Gefängnis bringen. Bürger aus Lübeck und Deventer sorgten jedoch dafür, dass er standesgemäßer in einem Turm unterkam und übernahmen auch die Kosten dafür. Im Jahr 1468 zeigte sich bei dem Lübecker Bürger Joachim Wyse eine Geisteskrankheit. Der Rat erklärte darauf vier seiner Verwandten zu seinen Vormündern, die sich auch um sein Vermögen kümmern mussten; nach einem halben Jahr konnte er als geheilt entlassen werden. Tatsächlich wurden die Verwahrten bei ihrer Entlassung wie Gefangene behandelt und mussten Urfehde schwören, wie für Bernd Hannemann 1444 belegt, der wegen „dorheyd unde affsinnicheit“, und weil er sich „van krancheyd“ seine Kleider heruntergerissen und sich verletzt hatte, eingesperrt worden war.[26]

Am Ende des 15. Jahrhunderts scheint sich das Problembewusstsein im Umgang mit geistig Behinderten in Lübeck gewandelt zu haben. 1479 taten sich einige Bürger mit dem Gerichtsschreiber Peter Monnik zusammen und erhielten die Genehmigung des Rats, die Tollkisten als Vorsteher zu beaufsichtigen. In diesem

Lübeck, Knaggen am Torbogen des Marstallgebäudes, dabei ein Mann mit einer Holzprothese für den linken Unterschenkel und einem Krückstock, um 1460

Jahr vermachte auch Gerd Sundesbeke in seinem Testament Geld für den Ankauf eines Hauses für Geisteskranke und für zwei bis drei Pfleger.[27] Den Anstoß dazu könnte auch der Fall eines geistig Erkrankten in einer Familie gegeben haben. Fast zeitgleich wurden in Köln mit Hilfe einer Stiftung in einem ungenutzten Beginenkonvent sechs Kammern („geckhuseren“) für „wansynnige lude“ eingerichtet.[28] Ein erhaltenes Rechnungsbuch der Lübecker Tollkistenverwalter aus den Jahren 1537 bis 1563 führt vor allem Ausgaben für Nahrungsmittel auf.[29]

Tollkisten werden z. B. auch in Hildesheim 1428, Braunschweig 1434 und Hannover erwähnt.[30] In Stralsund wurde 1452 eine neue Tollkiste gebaut, um dort vier „doren“ zu inhaftieren, die zuvor im Gefängnis untergebracht waren.[31] Sie existierte noch zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Behinderte im Allgemeinen werden

Jetzt beraten wir Sie auch in Lübeck
BERATEN · GESTALTEN · HANDELN
KLINDWORT & PARTNER
vereidigter Buchprüfer - Steuerberater
Adolfstr. 5a, 23568 Lübeck · Ringstr. 17, 23611 Bad Schwartau
Tel. 0451/300 991 - 0 · www.klindwort.com

Uelzen, der Heilige Nikolaus spendet einem behinderten Bettler, Altar St. Viti (Foto: Dirk Marwede, Uelzen).

in Wismar nur vereinzelt in den Quellen erwähnt. Ende des 15. Jahrhunderets wurde ein „Kopfkranker" in einen Turm gesperrt und noch 1599 taucht eine Tollkiste in den Kämmereirechnungen auf. Der geistesgestörte Student der Theologie Thomas Döring, der 1639 starb, war jahrelang in eine Bude beim Heilig-Geist-Hospital eingesperrt, 1638 wird dies von einer „wahnsinnigen" Frau im Schwarzen Kloster berichtet. 1671 wurde in einer Kapelle auf dem Marienkirchhof ein Raum für „Wahnsinnige" abgetrennt.[32] Die Hamburger Tollkiste im Turm des Millerntores wurde vom Hospital zum Heiligen Geist verwaltet, das um 1600 von der Kämmerei für jeden der sechs dort Inhaftierten 16 Mark an Vergütung erhielt. 1637 wurden diese Kranken zum Pesthof verlegt.[33]

In Lüneburg gab es Tollkisten vor dem Roten Tor und dem Lüner Tor (1426). Die Versorgung von Geisteskranken in Tollkisten wird hier in den Kämmereirechnungen in jedem Jahr zwischen 1443 und 1479 abgerechnet: Ernährung, Reinigung, Kleidung, Schuhe.[34] Ein Heyn Swenes musste 17 Jahre in der Tollkiste leben, er machte einen vergeblichen Ausbruchsversuch und starb 1468. Gerken Ottings war seit 1467 wiederholt in der Tollkiste, einzelne Wochen nahmen ihn verschiedene Bürger in ihre Obhut. Diese Art von Umgang mit Geisteskranken galt aber nur für Einheimische, Fremde ließ die Stadt nach Bardowick, Winsen, Harburg und über die Elbe bis Hamburg bringen; was dort mit ihnen passierte, ist nicht bekannt.

Wenn in Mittelalter und Früher Neuzeit von „Narren" gesprochen wurde, dann waren damit einerseits Geisteskranke gemeint. Andererseits gab es – weniger wohl in Norddeutschland – Hofnarren, die geistig Kranke nur spielten; sie traten nicht nur als Unterhalter, sondern auch als Antitypus zum weisen Herrscher in der gegenseitigen Verkörperung von Dummheit und Weisheit oder Teufel und Gott auf.[35]

Lepra oder Aussatz

Ein Sonderfall war die Lepra, die durch Kreuzfahrer aus dem Orient nach Europa gebracht wurde und bis in das 15. Jahrhundert weit verbreitet war.[36] Sie galt als unheilbar und verursachte auch Verstümmelungen und damit Behinderungen. Vor den Pestwellen seit der Mitte des 14. Jahrhunderts war die Lepra die am weitesten verbreitete Seuche. In vielen Städten wurden recht bald nach deren Gründung Hospitäler für diese Aussätzigen eingerichtet, allerdings – nicht zuletzt auch wegen der abstoßenden Erscheinung der Krankheit – immer außerhalb der Stadt, an Ausfallstraßen, aber erreichbar für deren Versorgung. Um 1250 gab es bereits rund 2.000 Hospitäler in Deutschland und 19.000 in Europa. Die Leprakranken mussten sich durch Rasseln und Klappern schon von Weitem bemerkbar machen. Diese Kennzeichnung von Kranken oder Behinderten kam auch bei anderen vor, so erhielten „Narren" Kappen und ein Kostüm; auf dem Altar der Kölner Karmeliterkirche von etwa 1515/20 ist ein Kind mit Down-Syndrom im Narrenkleid dargestellt.[37]

Der Schutzheilige der Aussätzigen war der heilige Georg, in Norddeutschland St. Jürgen genannt. In Wismar entstand um 1260 das St. Georgs- (später St. Jakobs-) Hospital. 1324 wurde darin ein Bad gestiftet, im 15. Jahrhundert befanden sich darin fünf bis sechs Insassen, 1675 wurde es abgerissen.[38] In Stralsund wird 1275 der erste Leprose im Stadtbuch erwähnt, 1278 folgte die Gründung des St.-Jürgen-Hospitals für Leprakranke auf dem Stadtfeld vor dem Kniepertor; der letzte Kranke wird 1413 erwähnt.[39] In nahezu jeder norddeutschen Stadt findet sich ein St.-Jürgen-(Georgs-) Hospital, oft wurden später Stadtteile danach benannt (z. B. in Lübeck, Hamburg).

Das Lübecker Leprosorium St. Jürgen entstand um 1240 vor dem Mühlentor, 1294 erhielt es eine eigene Ordnung und im 14. Jahrhundert – als dort auch eine Kapelle erbaut wurde – neben dem Heiligen-Geist-Hospital die meisten Zuwendungen in Testamenten.[40] Es wurde mehrfach umgebaut, musste 1629 der neuen Stadtbefestigung weichen und wurde weiter südlich an der Ratzeburger Allee neu errichtet.

Die beiden bedeutendsten Leprosen-Hospitäler im nördlichen Herzogtum Braunschweig-Lüneburg waren in Bardowick (Nikolaihof) und in Uelzen. Eine interessante Geschichte und Ausstattung hat das Hospital St. Viti in Uelzen.[41] Es wurde seit 1406 auf Initiative des Propstes an der Uelzener Marienkirche Rupert von Nordlo – vielleicht als Denkmal für sich und weil sein Knecht an Lepra erkrankt war –, und mit Unterstützung des Uelzener Rats erbaut und gut dotiert. Es gibt zeitgenössische Bauvorschriften für das Hospital, vor allem existieren aber auch noch bildliche Darstellungen vom Umgang mit Kranken und Behinderten: Ein Glasfenster aus der Zeit um 1420 zeigt u. a. den heiligen Franziskus, wie er den aussätzigen Christus trägt.[42] Dieses Fenster wurde später in die Heiligen-Geist-Kapelle eingebaut, wo in einem Marienaltar aus der Zeit um 1500 – vermutlich aus einer Lübecker Werkstatt – der heilige Nikolaus dargestellt wird, wie er eine Hand voller Münzen einem vor ihm knienden beinamputierten Bettler spendet.

Veränderungen in der Frühen Neuzeit

Im 16. und verstärkt im 17. Jahrhundert fanden grundsätzliche Änderungen im Umgang mit Behinderten wie auch mit städtischen Randgruppen und Armen im Allgemeinen statt. Mit der Reformation

wandelte sich die Versorgung der Armen von einer vorwiegend christlich motivierten Hilfe in eine kommunale Organisation und Vorsorge, denn die Probleme der Stadtgesellschaften mit Randgruppen und Kranken waren weiterhin akut. Zugleich machte die Medizin rasche Fortschritte in Anatomie, Chirurgie, Arzneimittelanwendung und Herstellung von Prothesen. Um 1600 setzte sich allerdings die Idee der Sozialdisziplinierung durch, mit der Arme in geschlossenen Anstalten kaserniert, damit kontrolliert und dort möglichst durch Arbeit als produktive Mitglieder der Gesellschaft genutzt werden sollten. In Lübeck wurden 1601 eine Armenordnung erlassen und das St.-Annen-Armen- und Werkhaus gegründet, das Arme, Bettler und Waisenkinder, später auch Gefangene aufnahm. In Hamburg folgte 1618 ein Werk- und Zuchthaus. Auch wenn diese Institutionen – allein wegen ihrer Aufgabe, die Insassen zum Arbeiten anzuhalten – für Behinderte gar nicht geeignet waren, wurden tatsächlich immer wieder in Lübeck und Hamburg ebenso wie in Bremen geistig Behinderte aufgenommen.[43] Gleichzeitig erfolgte in Lübeck ebenfalls 1601 für Geisteskranke ein Neubau – das „Unsinnigenhaus“ – mit zwölf Zellen und einer Hausmeisterwohnung vor dem Mühlentor in der Nähe des früheren St.-Jürgen-Hospitals.[44] Parallel dazu wurde den Bedürftigen von Bürgern in ihren Testamenten gespendet.[45] Auch wenn in diesen Institutionen im 18. Jahrhundert leichte Verbesserungen – z. B. eine geistliche Betreuung der Bewohner – vorgenommen wurden, es blieben Disziplinierungsinstanzen und der Hilfs- oder Heilungsgedanke spielte eine nur geringe Rolle. Dies änderte sich erst im 19. Jahrhundert allmählich, als z. B. in Lübeck die Gehörlosen mehr Unterstützung erfuhren,[46] sich die ärztliche Versorgung Behinderter verbesserte und Institutionen wie die Alsterdorfer Anstalten 1853 in Hamburg gegründet wurden. Erst im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts setzte allmählich ein Wandel in der gesellschaftlichen Integration von Menschen mit Handikap ein, der noch heute anhält.

Anmerkungen

1 Vortrag in Lübeck im Rahmen des Hansetags der Neuzeit am 24.5.2014.

2 Vgl. zu den verschiedenen Randgruppen: Bernd-Ulrich Hergemöller (Hg.), Randgruppen der spätmittelalterlichen Gesellschaft, 2. Aufl. Warendorf 1994. – Zu Behinderten im Mittelalter: Walter Fandrey, Krüppel, Idioten, Irre. Zur Sozialgeschichte behinderter Menschen in Deutschland, Stuttgart 1990, S. 9-39.

3 Vgl. Heinrich Schipperges, Die Kranken im Mittelalter, München 1990.

4 Wolfram Fischer, Armut in der Geschichte, Göttingen 1982, S. 29.

5 Franz Irsigler/Arnold Lassotta, Bettler und Gaukler, Dirnen und Henker. Außenseiter in einer mittelalterlichen Stadt, München 1989, S. 20.

6 Ebd., S. 93 f.

7 Ebd., S. 87-96. – Vgl. auch Bianca Frohme/Ivette Nuckel/Jan Ulrich Büttner, Ausgegrenzt und abgeschoben? Das Leben körperlich und geistig beeinträchtigter Menschen im Mittelalter, in: Jahrbuch für historische Bildungsforschung 16, 2011, S. 141-168.

8 Im Evangelium des Matthäus 9, 27-33; 12, 22; 20, 30-34.

9 Johann Mach, Von Aussätzigen und Heiligen. Die Medizin in der mittelalterlichen Kunst Norddeutschlands, Rostock 1995, Abb. S. 24, 27.

10 Klaus-Peter Horn, Die Wundertaten des Heiligen Willehad in Bremen, in: Cordula Nolte/Sonja Kinzler (Hg.), Leibeigenschaften. Der beschädigte Körper im Blick der Vormoderne, Bremen 2012, S. 91-93. – Ders., Überleben in der Familie – Heilung durch Gott. Körperlich beeinträchtigte Menschen in den Mirakelberichten des 9. und 10. Jahrhunderts, in: Cordula Nolte (Hg.), Homo debilis – Behinderte, Kranke, Versehrte in der Gesellschaft des Mittelalters, Korb 2009, S. 303-316.

11 Mach (wie Anm. 9), S. 54.

12 Uwe Albrecht (Hg.), Corpus der mittelalterlichen Holzskulpturen und Tafelmalerei in Schleswig-Holstein, Bd. 1: Hansestadt Lübeck, St.-Annen-Museum, Kiel 2005, Nr. 140, S. 383.

13 Mach (wie Anm. 9), S. 62-64.

14 Ebd., S. 56.

15 Ebd., S. 68.

16 Albrecht (wie Anm. 12), Bd. 2: Hansestadt Lübeck, Die Werke im Stadtgebiet, Kiel 2012, Nr. 138, S. 439-444. Siehe auch Werner Neugebauer, Die Musikantenfiguren am Marstalltor und die Sage von Meister Markrabe, in: Antjekathrin Graßmann/Werner Neugebauer (Hrsg.): 800 Jahre Musik in Lübeck. Zur Ausstellung am Dom und aus Anlaß des Lübecker Musikfestes 1982, Lübeck 1982, S. 18-29.

17 Albert Benda, Wolfsrachen, in: Mitteilungen des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 3, 1887/88, S. 217-219, 4, 1889/90, S. 191 f.

18 Vgl. Dieter Jetter, Grundzüge der Geschichte des Irrenhauses, Darmstadt 1981, S. 1-77.

19 „Ubir rechte thoren unde sinnelosen man en sal man ouch nicht richten. Wenne se abir schaden thon, ir vormunde sal ez gelden“ (Sachsenspiegel, hg. von Wilhelm Ebel, Stuttgart 1999, Landrecht, 3. Buch, III, S. 118.)

20 Sven Rabeler, Zwischen Ordnung, Fürsorge und karitativer Praxis. Die Lübecker „Tollkisten“ im späten Mittelalter, in: Lukas Clemes (Hg.), Formen der Armenfürsorge in hoch- und spätmittelalterlichen Zentren nördlich und südlich der Alpen (Trierer historische Forschungen 66), Trier 2011, S. 279-307, hier S. 284. – Walter Möring, Die Wohlfahrtspolitik des Hamburger Rates im Mittelalter (Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte 45), Berlin/Leipzig 1913, S. 123-125. – F. H. Neddermeyer, Topographie der Freien und Hanse-Stadt Hamburg, Hamburg 1832, S. 36, schreibt von einem „Irrenhaus“. Cypriano Francisco Gaedechens, Geschichte des Hospitals zum heiligen Geist in Hamburg, in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 8, 1889, S. 343-420, hier S. 376.

21 Birgit Noodt, Religion und Familie in der Hansestadt Lübeck anhand der Bürgertestamente des 14. Jahrhunderts (Veröff. zur Geschichte der Hansestadt Lübeck R. B, 33), Lübeck 2000, S. 246.

22 Das Irrenhaus, in: Die Bau- und Kunstdenkmäler der Hansestadt Lübeck 1,2, Lübeck 1974, S. 392-397, hier S. 392.

23 C. W. Pauli, Beiträge zur Geschichte des Irrenhauses in Lübeck, in: ZLGA 3, 1876, S. 270-278.

24 Rabeler (wie Anm. 20), S. 295-302.

25 Zu Lübeck vgl. ausführlich: Ebd.

26 Urkundenbuch der Stadt Lübeck 8, Nr. 257. – Rabeler (wie Anm. 20), S. 282-284.

27 Pauli, S. 273. – Irrenhaus, S. 392. – Ausführlich Rabeler (wie Anm. 9), S. 286-292.

28 Irsigler (wie Anm. 5), S 90. – Rabeler (wie Anm. 20), S. 293.

29 Rabeler (wie Anm. 20), S. 295-306.

30 Antje Sander, Die „Dullen in der Kiste“. Zur Versorgung von Geisteskranken in den spätmittelalterlichen Städten, in: Thorsten Albrecht/Antje Sander (Hgg.), Festschrift für Peter Berghaus zum 70. Geburtstag, Münster 1989, S. 147-160, hier S. 148 f. mit Angaben zur Konstruktion der Tollkisten.

31 Rabeler (wie Anm. 20), S. 284.

32 Friedrich Techen, Geschichte der Seestadt Wismar, Wismar 1929, S. 198.

33 Cypriano Francisco Gaedechens, Geschichte des Hospitals zum heiligen Geist in Hamburg, in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 8, 1889, S. 343-420, hier S. 376.

34 Vgl. zum Folgenden Sander (wie Anm. 30), S. 149-151. Auch: Dies., Dulle und Unsinnige. Irrenfürsorge in norddeutschen Städten des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit, in: Peter Johanek (Hg.), Städtisches Gesundheits- und Fürsorgewesen vor 1800 (Städteforschung A 50), Köln/Weimar/Wien 2000, S. 111-124.

35 Edgar Barwig/Ralf Schmitz, Narren – Geisteskranke und Hofleute, in: Hergemöller (wie Anm. 2), S. 220-252.

36 Vgl. Manfred Vasold, Pest, Not und schwere Plagen. Seuchen und Epidemien vom Mittelalter bis heute, Augsburg 1999, S. 35-37. – Jörn-Henning Wolf (Hg.), Aussatz – Lepra – Hansen-Krankheit, Würzburg 1986.

37 Irsigler (wie Anm. 5), S. 88f.

38 Techen (wie Anm. 32), S. 115, 121.

39 Herbert Ewe, Das alte Stralsund. Kulturgeschichte einer Ostseestadt, Weimar 1994, S. 193-209.

40 Ernst Dragendorff, Zwei Lübecker Leprosen-Ordnungen, in: Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte 8, 1900, S. 255-261. – Noodt (wie Anm. 21), S. 185 f., 202-205, 220, 236.

41 Vgl. Thomas Vogtherr, Uelzen. Geschichte einer Stadt im Mittelalter, Uelzen 1997, S. 106-113. Horst Hoffmann und Dirk Marwede, Uelzen, danke ich für Hinweise und Fotos.

42 Horst Hoffmann/Peter Siegmund, Uelzen. Gesicht einer Stadt, Uelzen 1989, S. 90.

43 Dirk Britzke, Arbeitsdisziplin und Armut in der Frühen Neuzeit. Die Zucht- und Arbeitshäuser in den Hansestädten Bremen, Hamburg und Lübeck und die Durchsetzung bürgerlicher Arbeitsmoral im 17. und 18. Jahrhundert (Beiträge zur Geschichte Hamburgs 59), Hamburg 2000, S. 412-421.

44 Alexandra Lutz, Zwischen Andacht und Aderlass. Der Umgang mit Geisteskranken im Lübecker „Haus der armen Unsinnigen“ 1693-1828, in: Ortwin Pelc/Jürgen Ibs (Hgg.), Arme, Kranke Außenseiter. Soziale Randgruppen in Schleswig-Holstein seit dem Mittelalter (Schriften zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins 36), Neumünster 2005, S. 113-139. – Vgl. B. G. Eschenburg, Geschichte unserer Irrenanstalt und Bericht über dieselbe in den letzten fünf Jahren, in: Neue Lübeckische Blätter 1844, S. 9-11, 20-22, 26-28.

45 August-Wilhelm Eßmann, Vom Eigennutz zum Gemeinnutz. Gemeine, fromme und milde Legate von Lübecker und Kölner Bürgern des 17. Jahrhunderts im Spiegel ihrer Testamente (Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck R. B, Bd. 45), Lübeck 2007, S. 146-149.

46 Ortwin Pelc, Taubstumme in Schleswig-Holstein in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Pelc/Ibs (wie Anm. 43), S. 191-229.

In allen Musikepochen zuhause

Nachdem die großen Charismatiker der alten Dirigentengeneration nicht mehr leben – tempi passati –, richtet sich der Fokus auf eine Gruppe jüngerer Musiker, deren Bild oft unscharf ist. Gute Pulttechniker, aber ohne Individualität. Das gilt nicht für Pablo Heras-Casado, denn sein künstlerisches Schaffen ist außergewöhnlich vielseitig – von sehr alter Musik in historischer Aufführungspraxis hin zu ganz neuen Klängen. Er dirigiert das Freiburger Barockorchester und ebenfalls das moderne Pariser Ensemble Intercontemporin, die großen Orchester, darunter sogar die Berliner Philharmoniker, die Oper am Mariinsky-Theater und an der Met, nun leitet er die Lucerne Academy zusammen mit dem 90-jährigen Pierre Boulez, der krankheitshalber nicht mehr ans Dirigentenpult treten kann.

Heras-Casados Debüt beim NDR Sinfonieorchester am 16. Januar in der MuK spiegelte den weiten Erfahrungshorizont und eine eigenständige Diktion, in der Beethovens altbekanntes 5. Klavierkonzert plötzlich wie frisch poliert klang, impulsiv, kontrastreich und in allen Einzelheiten durchhörbar. Bis an die Grenzen trieb der Dirigent das emphatische, dennoch immer schlanke Spiel. Motivische Details kreisten exzessiv, das entfesselte Orchester staute und trieb los, trug den Solisten Alexander Melnikov, auch er von Originalklangerfahrung geprägt. Lineare Klavierkunst rauschte auf, perlte glockig im Diskant, verlor sich in Temporückungen und Trillern, die ins Unhörbare abtauchten, um kurz darauf lustvoll Überraschungen zu entfesseln. Wie der langsame Satz meditativ schweifte, die Überleitung zum dritten Satz in einer ungreifbaren Zwischenwelt schwebte und dann das Bild blitzartig in exzessive Virtuosität umschlug, Beethovens überraschende Finalgestaltung in gleicher Weise aufflammte, spiegelte den fulminanten Standard Melikovs.

Vor der avantgardistischen Brutalität von Strawinkys „Sacre“, einem Ritualmord, kann man erschauern, das Parallelballett „Der Feuervogel“ muss man lieben. „Allgemeine Freude“ herrscht am Ende, nach „tiefem Dunkel“, wenn Zauberer Kastschei im Danse infernale untergegangen ist, das Gute gesiegt hat. Strawinskys visionäre, farbige Partitur, vom französischen Impressionismus beeinflusst, malte der Dirigent in der vollständigen Uraufführungsfassung (1909-10) mit dem brillanten Orchester suggestiv aus. Unheimliche Klänge im „Zaubergarten“, ein funkelnder „Feuervogel“, die traurigen Prinzessinnen und schließlich Iwan Zarewitschs Sieg unter Beistand des mysteriösen Federtiers – Heras-Casado entfachte einen magischen Rausch.

Wolfgang Pardey

Der Kommissar und der Kriminaltango

Krimis sind in. Landauf, landab im Buchladen zu erstehen, im Fernsehen zu erleben. Zu einer Kriminalkomödie lud jetzt auch die Niederdeutsche Bühne Lübeck ihr Publikum in die Kammerspiele des Theaters ein. „De allerleste Tango“ (Der allerletzte Tango) heißt das Stück von Bernard Fathmann, original auf Platt geschrieben, wie im Vorfeld betont wurde. Die Handlung ist leicht verwirrend oder ganz einfach, wie man will. Zwei Paare stehen im Mittelpunkt. Eines ist in die Jahre gekommen, das andere feiert womöglich noch immer sein junges Glück. Das Quartett lernt sich auf eine etwas merkwürdige, vielleicht sogar anrüchige Weise kennen, durch eine Zeitungsanzeige nämlich. Beide Paare haben unlautere Absichten. Im Programm wird ein Artikel mit der Überschrift „Versicherungsbetrug als Volkssport“ abgedruckt. Darum also geht es, und unter Umständen werden sogar Leichen in Kauf genommen. Eineinhalb Millionen Mark sind schließlich kein Pappenstiel. Als Fünfter im Bunde – oder gegen die Viererbande? – spielt ein Kriminalkommissar mit. Für den Schluss wird eine dicke Überraschung versprochen.

Tangotänzer Dieter Koglin und Antje Mojé (Foto: Horst Meyer, Niederdeutsche Bühne)

Wer tanzt mit wem den allerletzten Tango? So lautet die Frage, die nach zwei Stunden beantwortet ist. Wer annimmt, das Stück sei fast ein Tangoballett, ist auf dem Holzweg. Sicher, da erklingen immer mal wieder südamerikanische Rhythmen vom Band. Aber auch schluchzende Hawaiigitarren sind zu hören, und Regisseur Karsten Bartels komponiert Geräusche spielverstärkend mit ein: vom tickenden Bombenkoffer bis zu Hundegebell und Möwengeschrei. Zu den Dialogen der nicht immer aufregenden Geschichte suchte und fand Bartels erklärende und erheiternde Spielzüge, die das Publikum gut unterhielten.

Das Stück spielt im Hafen. Schließlich will das Quartett zu einer Kreuzfahrt in See stechen. Bühnenbildner Moritz Schmidt hat den Wohnraum deshalb maritim ausstaffiert, schlicht und gediegen, mit Bullaugen anstelle von Fenstern und atmosphärisch stimmigen Hintersetzern. Die Darsteller werfen sich ins Zeug beziehungsweise mit Schwung in ihre Rollen. Tanzmeisterschaften würden sie zwar nicht gewinnen. Aber dafür sind sie auch nicht ausgebildet, und Karsten Bartels ist kein Choreograph.

Einen Kommissar auf Samtpfoten gibt Dieter Koglin, freundlich und so, als habe er die Weisheit nicht mit Schöpflöffeln gefressen. Aber nicht nur stille, auch sanfte Wasser können tief sein. Eine Hauptrolle spielt Hans-Albert Tausendfreund in Kapitänsjacke. Vier Streifen, mehr geht bei der christlichen Seefahrt in Deutschland nicht. In ihm, dem älteren Herrn im Stück, brausen ständig Frühlingsgefühle. Aber der Rheumatismus in den morschen Knochen verhindert den Ausbruch. Antje Mojé, seine bessere Hälfte, steht da noch voll im Saft. Beide Darsteller nutzen die Möglichkeiten auf leicht karikierende Weise. Bei dem jüngeren Paar, gespielt von Anne-Katrin Grage und Holmer Bastian, sprengen die Ausbrüche berufs- oder betrugsbedingt gern die Schranken. Das kann nach Herzenslust und Vermögen ausgespielt werden.

Nach dem Schlussapplaus ergriff Bühnenleiterin Hannelore Kastorff das Wort. Sie gratulierte Hans-Albert Tausendfreund zum 25-jährigen Bühnenjubiläum. Auch Anerkennungen erhalten die Freundschaft. Dem Jubilar wurden drei Dinge überreicht: die Ehrenmaske aus Lübeck, eine Ehrennadel in Silber vom Bühnenbund Schleswig-Holstein und ein Blumenstrauß für die Ehefrau, die in der ersten Reihe saß.

Konrad Dittrich

„... und mein Geist freuet sich“ – Hochschulkonzert in St. Aegidien

Kammerchor und Hochschulchor der hiesigen Musikhochschule präsentierten zusammen mit dem MHL-Ensemble für Alte Musik am 31 Januar in St. Aegidien ein vielseitiges Programm. Den Rahmen

bildeten zwei Vokalwerke des Barock. Das lediglich in den Binnensätzen kompositorisch interessante „Credo“ von Vivaldi mit dem deutlich artikulierenden Kammerchor wurde von dem „Deutschen Magnificat“ Telemanns überstrahlt. Einfallsreiche Chöre und gefällige Arien gaben dem Gesamtensemble unter Leitung von Kerstin Behnke schöne Aufgaben. Der durch seine jungen und frischen Stimmen überzeugende Chor korrespondierte gut mit den engagiert musizierenden Studenten des kleinen von Hans-Jürgen Schnoor einstudierten Orchesters. Im Mittelpunkt des symmetrisch aufgebauten Programms stand die eindrucksvolle und einfallsreiche Motette über den 100. Psalm des noch lebenden Marek Jasinski. Zwischen den Barockkompositionen konnten die kurzen Motetten Strawinskys nicht ihre volle Wirkung entfalten. Jan Pentaok und Fabian Luchterhandt führten mit zwei Teilen aus den Orgelzyklen „L‘ ascension“ und „Les corps glorieux“ von Messiaen in eine ganz eigene Klangwelt. Dabei nutzten sie geschickt die Klangfarbenpalette der Aegidienorgel und zeigten ihre großen spieltechnischen Möglichkeiten. Ein in seiner unspektakulären Konzeption sympathisches Konzert mit vielen kaum zu hörenden Kompositionen und schönen Leistungen der Studenten der Musikhochschule. *Arndt Schnoor*

4-Festliche Musik für Orgel und Trompeten – Neue CD-Produktion aus St. Marien

Mehrfach hat Johannes Unger, Organist an St. Marien, inzwischen mit Blechbläsern des NDR-Sinfonieorchesters festliche Konzerte gestaltet. Diese Zusammenarbeit wurde jetzt auf einer CD dokumentiert und kombiniert Kompositionen der Marienorganisten Buxtehude, Schieferdecker und Tunder mit Werken von Zeitgenossen aus dem 17. und 18. Jahrhundert.

Die hohe Kunst des weichen und geschmeidigen Trompetentons ist hier von zwei Meistern auf der Trompete zu hören. Jeroen Berwaerts und Constantin Ribbentrop zeigen auch in den virtuosen Passagen der Sonaten eines D. Gabrieli oder R. Weichlein, aber auch die anpakkenden und prächtigen Töne, wie man sie mit diesem königlichen Instrument immer schon verbindet.

Zwei Orgelwerke von Tunder wurden anlässlich seines 400. Geburtstages für fünf Blechbläser bearbeitet und erklingen hier erstmals auf CD. In der differenzierten Darstellung von NDR Brass entfalten sie eine ganz neue und frische Wirkung. Auch einige weihnachtliche Choralvorspiele von Buxtehude erhalten durch die Hinzunahme einer Trompete für die Melodie eine besondere Note. Unger gelingen durch lebendiges Spiel und eine Vielzahl an unterschiedlichen Registrierungen schöne Wirkungen sowohl bei der Begleitung der Bläser, als auch bei seinen solistischen Vorträgen. Gleich dreimal erklingt auf der CD das Magnificat im 9, Ton, sehr unterschiedlich bearbeitet von Buxtehude, seinem Schwiegersohn Schieferdecker und seinem Schüler Bach. Unger zeigt in dieser Einspielung die wegen baulicher Probleme in die Diskussion geratene Totentanzorgel von ihrer schönsten Seite. Die im Label fidonacci records erschienene CD wird wärmstens empfohlen.

Arndt Schnoor

Dunkle Wolken über dem Theater

Aushöhlung der künstlerischen Substanz, Verlust des überregional anerkannten Renommees und Entmutigung bei den Mitarbeitern befürchtet der Verein Musik- und Orchesterfreunde, sollten die Sparpläne für das Theater und die Philharmoniker umgesetzt werden. Tarifanpassungen zugunsten der Beschäftigten reißen eine Finanzlücke, 1,3 Millionen Euro ist zu hören, die durch Stellenstreichungen und Reduktion von Vorstellungen aufgefangen werden sollen. Im Gespräch ist zudem, Konzerte aus der MuK, die als Heimstätte des hansestädtischen Orchesters konzipiert worden ist, ins Theater zu verlegen; eine dafür ungeeignete Lokation. Und eine bizarre Idee, denkt man an die bald vollendete Elbphilharmonie als weit ausstrahlende Konkurrenz mit 3 Konzertsälen. Während beim ohnehin finanziell besser ausgestatteten Kieler Theater Tarifanpassungen automatisch ausgeglichen werden, entsteht in Lübeck immer wieder ein elendes Gezerre, das den Ruf als „Stadt der Kultur“ nachhaltig schädigt.

Die Musik- und Orchesterfreunde (MOF), mit rund 400 Mitgliedern größter Verein in der Hansestadt, wenden sich nun mit einem Brandbrief „Theater in Not“, den die Vorstände Rüdiger Peters und Jörg Linowitzki (9. Februar) vorstellten, an die Bürgerschaftsmitglieder und warnen in großer Sorge vor allem vor einer nochmaligen Reduzierung oder fortschreitenden Vakanz von Stellen im künstlerischen Bereich, insbesondere beim Philharmonischen Orchester der Hansestadt Lübeck. Ohne ein leistungsfähiges Orchester mit dem Minimum an 66 Planstellen drohe ein Qualitätsverlust, außerdem würde der Ruf Lübecks beschädigt, der in den letzten Jahrzehnten erworben wurde und europaweite Reputation brachte durch den preisgekrönten „Ring des Nibelungen“ wie auch durch CD-Einspielungen für ein internationales Label. Der Publikumszuspruch habe sich von Jahr zu Jahr gesteigert. Die Hansestadt müsse sich außerdem einer neuen Verantwortung bewusst sein: Die deutschen Sinfonie- und Opernorchester wurden kürzlich in die UNESCO-Liste der immateriellen Kulturgüter aufgenommen.

So würde es vor allem auch dem Kulturtourismus schaden, der zusammen mit den bestehenden Museen, dem neuen Hansemuseum ein immer wichtigerer Wirtschaftsfaktor für das sichtbare UNESCO-Weltkulturerbe Lübeck ist: Nur mit niveauvollem Musiktheater und Schauspiel, nur mit Konzerten des Philharmonischen Orchesters auf dem erreichten hohen Niveau in der MuK ist das Interesse von Publikum und guten Musikern an Lübeck zu halten und vor allem auch zu steigern. Die MOF: „Kultur ist für Lübeck ein unverzichtbarer, überlebensnotwendiger Identifikationsfaktor, um dem Bildungsauftrag der Gesellschaft nachzukommen und um seine Attraktivität zu steigern – was sich unmittelbar und positiv auf die Wirtschaft auswirkt.“

Aus all diesen Gründen appellieren die Musik- und Orchesterfreunde an die Mitglieder der Bürgerschaft, sich ihrer kulturellen Verantwortung bewusst zu sein und den jährlichen Zuschuss des Theaters der Hansestadt nicht herunterzufahren, wie auch den Tariferhöhungen kontinuierlich nachzukommen. Der Verein sichert zu, sein Engagement für das Philharmonische Orchester der Hansestadt Lübeck zu intensivieren und zur Stabilisierung beizutragen. Das sei eine Verpflichtung, zumal Vorgängerorganisationen 1897 das Lübecker Orchester gegründet hatten (Verein der Musikfreunde), dann für den Bau der MuK sorgten (Konzertsaal-Verein) und die Philharmoniker wie auch die Konzerthalle immer unterstützt haben (Orchesterfreunde).

Es wächst der Widerstand gegen den drohenden Abbau von Stadtkultur. Der März wird zum Schicksalsmonat für Theater und Philharmoniker *W. Pardey*

Redaktionsschluss
für das am 14. März erscheinende
Heft 5 der Lübeckischen Blätter ist am
Donnerstag, 5. März 2015.

Sechs Tanzstunden – zum Seufzen schön

So könnte, so sollte Leben sein: Zwei Menschen, die ganz und gar keine Gemeinsamkeiten haben, überwinden sich selbst und Gräben voller Stereotype und ehe man sich versieht, beginnt eine wunderbare Freundschaft. Das Theater partout zeigt solch eine Geschichte jetzt mit der Komödie „Sechs Tanzstunden in sechs Wochen“ von Richard Alfieri, ein gern gespieltes Stück und spätestens zur Halbzeit weiß man, warum.

Es geht um die 70 Jahre alte verwitwete Lily, die sich per Agentur einen Tanzlehrer in die Wohnung bestellt, und um den jungen Michael, eben den Tanzlehrer, dem es auf Anhieb gelingt, diese Kundin vor den Kopf zu stoßen. Ihm droht der Rauswurf, doch die Komödie sieht die allmähliche Annäherung zwischen Swing und Cha-Cha-Cha, zwischen Walzer und Foxtrott, zwischen Tango und Rock ’n’ Roll vor. Realitätsnah ist das nicht, wohl aber herzerwärmend und dabei ganz unsentimental. Uli Sandau inszeniert das Stück auf undramatischer Bühne, die an Zuhause erinnert, wie immer das tatsächlich auch aussehen mag: Sofa, Couchtisch, Hokker, ein paar Grünpflanzen. Dass Lily keine trutschige Alte ist, wird auf den ersten Blick klar; dass sie gleichwohl einsam ist, bestätigt der zweite. Und Michael? Auch der hat sein Päckchen zu tragen. Zunächst aber prallen die Welten ungebremst aufeinander. Schon will das unbedacht hingeworfene „alte Schachtel!“ das Arbeitsverhältnis beenden, noch ehe es beginnt, dann aber kommt es doch zum ersten Tanz. Im Laufe des Theaterabends beißen sich die beiden durch Lügengespinste und Ängste, die es beim jeweils anderen zu entdecken und für sich selbst einzugestehen gilt.

Dass sich die Zuschauer gut unterhalten fühlen dürfen, ist insbesondere den beiden Darstellern Daniela Ilian und Andreas Gräbe zu verdanken, die das Komische mit großer Ernsthaftigkeit angehen und immer glaubwürdig bleiben. Das Publikum echot mit lauten Lachern, aber auch mit etlichen Seufzern. Unabhängig vom Alter erkennt man auf der Bühne eigene Schwächen, Nöte und – wie gut fürs Gemüt! - mögliche noch nicht beschrittene Auswege. Ach ja: Getanzt wird natürlich auch. Und auch damit bringen einen die „sechs Tanzstunden“ auf eine wirklich gute und sofort umsetzbare Idee.

Karin Lubowski

Combinale-Theater: Eine Sommernacht

Premiere im Combinale-Theater: Das Erfolgsstück „Eine Sommernacht (Midsummer)“ der Schotten David Greig und Gordon McIntyre. Es spielt in der heutigen Zeit in Edinburgh. Die Anwältin Helena und Bob, der mit Autos illegale Geschäfte macht, beide 35 Jahre alt, begegnen sich an einem verregneten Wochenende in einer Bar und landen fast aus Versehen im gleichen Bett. Genauso zufällig treffen sie sich am nächsten Tag, sie hat eine Hochzeitsfeier verpatzt, er hat eine Plastiktüte mit 15.000 Pfund bei sich, auf die sein mafioser Boss vergeblich wartet. Denn die beiden verplempern das Geld auf einer nächtlichen Tour durch Edinburgh, betrinken sich, lassen sich in einem Sex-Club fesseln. Am nächsten Tag fliehen sie mit der Fähre nach Brüssel. Wie es zwischen ihnen weitergehen soll, wissen sie selbst nicht.

Das Stück lässt sich formal schwer zuordnen: Es enthält epische Anteile, in denen Tabea Scholz und Rodolphe Bonnin über ihre Rollen informieren, voraussagen, was sie spielen werden, oder eine Szene im Nachhinein kommentieren. Wer von den beiden was spricht und spielt, steht nicht im Textbuch, die Zuordnung ist vom Autor nicht festgelegt, sondern der Inszenierung überlassen. Ein „Regietheater“ ergibt sich zwingend. Regisseur Wolfgang Benninghoven nutzt den Spielraum, lässt z. B. den gleichen Dialog im Wechsel wiederholen. Monolog der einen Person und Kommentar der anderen zeigen dadurch konkreter die unterschiedlichen Befindlichkeiten. Die Stationen der nächtlichen Tour bieten variable Möglichkeiten der Darstellung, von Tabea Scholz als Helen und Rodolphe Bonnin in unterschiedlichem Tempo und mit viel Spielwitz ausgenutzt.

Sonja Zander ist für das einfache, funktionale Bühnenbild zuständig – ein Stufenpodest, dessen jeweilige Bedeutung von den Spielern angekündigt wird.

„Eine Sommernacht“ wird als Komödie bezeichnet. Das bedeutet eine Verbindung von Humor und Achtersinn für ein aufmerksames Publikum. Einige Szenen hätten verkürzt besser gewirkt. Getragen wird die Aufführung durch die spielerische Leistung des darstellenden Paares. Tabea Scholz beeindruckt besonders durch die vielseitige Tongebung, mit der sie die jeweilige Stimmung der Helen charakterisiert, Rodolphe Bonnin zeigt gekonnt die zwei Seiten des Bob: den verhinderten Straßenmusiker wie auch den dynamischen Kleinganoven.

Thomas Minnerop unterstützt am Mikrophon die Handlung durch Zeitansagen und Kommentare, nutzt seine Gitarre zu ironischer Geräuschkulisse oder zur Begleitung der Songs, wie z. B. das hübsch sentimentale Duett des Paars über die wenigen Zentimeter, die sie trennen. „Eine Sommernacht“– eine Liebesgeschichte, kennzeichnend für unsere Zeit? Keine „Happy-End-Ende“ Antwort. Trotzdem oder vielleicht auch deshalb: Herzlicher Applaus.

Rudolf Höppner

Ernst und heiter in der Propsteikirche

Mancher Musikfreund musste sich erst schlau machen. „Sjaella & Quartonal“ hatten unter dem Stichwort „a-cappella LÜBECK!“ in die Propsteikirche Herz Jesu eingeladen. Sjaella kommt angeblich aus dem Schwedischen und steht für „Seele“. Hinter dem Namen verbergen sich sechs junge Damen, die seit einem Jahrzehnt miteinander singen. Quartonal ist ein Männergesangsquartett mit Wurzeln in norddeutscher Knabenchortradition, das seit 2006 auftritt. Gemeinsam waren sie an der Parade zu erleben. Schön für den Veranstalter, die katholische Gemeinde und ihren Bezirkskantor Heiner Arden, dass das Haus voll war. Das fast zweieinhalbstündige Programm wies einen doppelten Schwerpunkt auf. Zum einen wurden geistliche Stücke aufgeführt, zum anderen wurde der Tatsache Rechnung getragen, dass der Valentinstag und das Faschingsende im Kalender standen. Das ergab überwiegend seriöse geistliche Gesänge im ersten Teil, überwiegend heitere im zweiten. Die Ensembles wechselten sich ab, traten aber immer wieder auch gemeinsam vor das Publikum.

„Wie liegt die Stadt so wüst“: Die Eingangsmotette schrieb der ehemalige Kreuzkirchenkantor Rudolph Mauersberger in Erinnerung an das brennende Dresden vor genau 70 Jahren. Ergreifend in den stillen Zeilen, mitreißend im Fortissimo wurde es von den zehn Mitwirkenden gemeinsam dargeboten. Die Herren schickten Franz Schuberts „Heilig ist der Herr“, das Sanctus einer deutschen Messe hinterher, gefolgt vom stimmungsmäßig abwechslungsreichen „E Cantico Canticorum“ des Belgiers Vic Nees. Die ersten beiden Stücke hatte das große Auditorium still und ergriffen angehört. Danach brandete bei jedem

Titel Beifall auf. Nach einem Vaterunser (Maurice Duruflé), einem Abendmahlslied (Eriks Esenvalds) oder dem „Frieden lasse ich euch“ von Knut Nystedt muss das nicht sein. Es stört Stimmung und Andacht, die ein kerzenerhelltes Gotteshaus als Konzertraum so besonders reizvoll machen.

Für die Damen von Sjaella haben mehrere Komponisten eigene Beiträge geschrieben. Hierzu zählt der 1979 geborene Simon Wawer, der die klanglichen Qualitäten des Sextetts mit dem wunderbar strahlenden Sopran genau kennt. Sein „Jubilate Deo“, bei dem die Herren sich wieder hinzugesellten, bescherte Hörgenuss. Im zweiten Teil ging es bunt und heiter zu. John Dowland kam in einem leicht modernen Arrangement daher, ebenso das schwedische Volkslied „Vem kan segla förutan vind – Wer kann segeln ohne Wind?“. Das Girl aus Ipanema wanderte durch Rio. Knut Kiesewetter lud auf seinen Friesenhof, Reinhard Mey zum Flug über die Wolken. Mit den Beatles (And I love her) und dem Pophit „A groovy kind of love“ ging der offizielle Teil zu Ende. *Konrad Dittrich*

Die Gemeinnützige Sparkassenstiftung ist Hauptsponsor der Theaterpädagogik

„Mittendrin statt nur dabei!“ Das ist das wesentliche Anliegen der Theater- und Konzertpädagogik, nicht Stillstand, sondern Bewegung: „Entdeckst du was?“ Die Gemeinnützige Sparkassenstiftung spendet der Theaterpädagogik in dieser Spielzeit 50.000 Euro; insgesamt belaufen sich die Zuwendungen über die Jahre hinweg auf etwa 500.000 Euro. Im Jungen Studio überbrachten am 12. Februar die Vorstände Wolfgang Pötschke, Frank Schumacher und Titus Jochen Heldt die großzügige Unterstützung, für die sich Theaterdirektor Christian Schwandt, Knut Winkmann als Leiter der Theaterpädagogik und die Jugendlichen bedankten. Doch damit nicht genug – die Mitglieder eines Spielclubs, sieben Mädchen und zwei Jungen im Alter von 15 bis 19, stürzten sich in rasante Szenen, in denen sie sich mit aktuellen Themen auseinandersetzten und in die Gedankenwelt anderer Menschen eintauchten: Zivilcourage im Alltag, Engagement und individuelle Verantwortung. Improvisiert waren die collageartigen Miniauftritte, pointiert und rhythmisch zugespitzt, lustvoll im spielerischen Zugriff. Kein klassisches Theater, sondern eine interaktive Denkfabrik. Um „Empörung“ kreiste die Performance mit einem Bauarbeiter, einer alten Lady und Flüchtlingen. „Toll, wie ihr das in Szene gesetzt habt“, sagte Stiftungsvorsitzender Pötschke und lobte das Haus für „jugendpädagogische Investitionen, die in die Zukunft gerichtet sind“; das Theater sei „ein ganz wesentlicher Eckstein der Kultur“. Die Mittel der zweitgrößten Stiftung Lübecks fließen in die Teilfinanzierung einer halben Theaterpädagogikstelle sowie einer musikpädagogischen Honorarkraft, zudem werden sechs Spielclubs, eine mobile Produktion und eine „Bürger-Bar“ unterstützt. Das Theater Lübeck hat seine Angebote mit und für junge Menschen sehr erfolgreich ausgebaut. So wurden in der laufenden Spielzeit rund 650 Schüler-Abos gekauft, 80 Kinder sind in Spielclubs aktiv, deren Stücke zum Festival „Kaltstart jung“ nach Hamburg und zum Kindertheater-Fest Stuttgart eingeladen wurden. An den Sommer- und Winterakademien werden in diesem Jahr 120 Mädchen und Jungen teilnehmen. 2.500 Zuschauer haben die mobile Produktion „Out!“ erlebt. Und unter den insgesamt 177.000 Theaterbesuchern fanden sich etwa 45.000 unter 25 Jahren. Eine erfreuliche Bilanz.

Wolfgang Pardey

Ausgelassene Stimmung: Die Mitglieder eines Spielclubs danken dem Stiftungsvorstand. *(Foto: Rüdiger Jacob)*

Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit

Direktor: Titus Jochen Heldt
Königstraße 5, 23552 Lübeck, Tel.: 7 54 54, Telefax 79 63 54,
Büro montags bis freitags ab 9 Uhr geöffnet
Bankkonto: Sparkasse zu Lübeck IBAN DE85 2305 0101 0001 0000 17

Stellvertretende Direktorin: Antje Peters-Hirt
E-Mail: info@die-gemeinnuetzige.de
Internetadresse: www.die-gemeinnuetzige.de

Impressum: LÜBECKISCHE BLÄTTER
www.luebeckische-blaetter.info

Herausgeberin: Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit, Königstraße 5, 23552 Lübeck, Telefon: 7 54 54, Telefax: 79 63 54. Verantwortlich: Doris Mührenberg.

Verantwortlicher Redakteur (V.i.S.d.P): Dr. Manfred Eickhölter, Telefon: (04 51) 5 80 83 24, E-Mail: info@luebeckische-blaetter.info

Die Zeitschrift erscheint 14-täglich außer in den Monaten Juli/August. Die Artikel stellen keine offiziellen Meinungsäußerungen der Gesellschaft dar, sofern sie nicht ausdrücklich als solche gekennzeichnet sind. Für den Abdruck von Artikeln und Fotos wird eine Vergütung nicht gewährt. Die Kürzung eingesandter Artikel bleibt vorbehalten. Einzelpreis: € 2,10. Für Mitglieder der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Verlag und Druck: Max Schmidt-Römhild KG, Mengstraße 16, 23552 Lübeck, Telefon: 7031-207, Telefax: 7031-242.
E-Mail: info@schmidt-roemhild.de.

Anzeigenredaktion (V.i.S.d.P): C. Kermel, E-Mail: ckermel@schmidt-roemhild.com, Telefon: (04 51) 7031-279, Fax: (04 51) 7031-280.

ISSN 0344-5216 · © 2015

SCHMIDT RÖMHILD DEUTSCHLANDS ÄLTESTES VERLAGS- UND DRUCKHAUS

Ulrich Büning

Das Lübecker Dielenhaus Fleischhauerstraße 79

Geschichte, Verfall, Rettung und Sanierung eines Denkmals

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung oder beim Verlag Schmidt-Römhild für € 24,80

Das Buch beschreibt auf 208 Seiten die über 700jährige Geschichte und die Sanierung des Hauses Fleischhauerstraße 79 in Lübeck. Es ist ausgestattet mit einer Fülle faszinierender Fotos, Dokumente, Grafiken u.v.m.

Ulrich Büning informierte sich vor der Sanierung des Objekts im Archiv der Hansestadt Lübeck gründlich über die Geschichte des Hauses. Die Eigentümer und Bewohner waren Schuster, Knochenhauer, Bildhauer und Stuckateure, 1919 war eine Obst- und Kartoffelhandlung dort ansässig. Im Laufe des 20. Jahrhunderts verwahrloste es zusehends.

Der Autor nahm sich des verwahrlosten Hauses an, kaufte und sanierte es.

Ein wertvoller „Haus-Lebenslauf“, wie es ihn nur von wenigen Bauwerken gibt.

ISBN 978-3-7950-5218-8

SCHMIDT RÖMHILD
Max Schmidt-Römhild KG · Mengstraße 16 · 23552 Lübeck
E-Mail: info@schmidt-roemhild.com · www.schmidt-roemhild.de